

INTERSEKTIONALE PÄDAGOGIK

Handreichung für Sozialarbeiter_innen, Erzieher_innen, Lehrkräfte und die, die es noch werden wollen.

i-PÄD

EIN BEITRAG ZU INKLUSIVER PÄDAGOGISCHER PRAXIS,
VORURTEILSBEWUSSTER BILDUNG UND ERZIEHUNG.

INHALT

VORWORT	3
1. PROJEKTBECHREIBUNG „i-PÄD“	4
2. DIE IDENTITÄT	5
3. INTERSEKTIONALITÄT	5
3.1 Methode: Deniz	8
3.2 Interview mit Gürkan Buyurucu	10
3.3 Kennenlernspiel: Lügen	11
3.4 Intersektionale Methode: Alle gleich, alle verschieden	13
4. HOMOPHOBIE UND SEXISMUS	14
4.1 Methode: Familienbilder – „Das kauf ich dir nicht ab!“	17
4.2 Methode: Sexismus-Alien	18
4.3 Interview mit sieben jungen ->LSBT*I*	20
5. TRANSPHOBIE / INTERPHOBIE	24
5.1 Interview mit Alice Stein	26
5.2 Interview mit Senami	27
6. RASSISMUS	29
6.1 Interview mit Nurey	30
7. ANTIMUSLIMISCHER RASSISMUS	32
7.1 Interview mit Idil Baydar (Bühnenname: Jilet Ayşe)	33
8. ANTISEMITISMUS	35
9. RASSISMUS GEGEN RROMN_JA	36
9.1 Interview mit einer Rromnja	37
10. KLASSISMUS	39
10.1 Methode: ÄH – NEE LISTE	40
11. ABLEISM	41
11.1 Interview in einer therapeutischen Jugendwohngruppe	42
12. ALTERSDISKRIMINIERUNG – AGEISM	45
12.1 Einführung Methode: Ein Schritt nach vorn	45
13. ADULTISMUS - „WENN ICH MAL GROSS BIN..“	52
13.1 Interview mit Eren	53
14. LOOKISM - WAS IST DAS EIGENTLICH?	55
14.1 Interview mit Sanja	56
15. INTERVIEW MIT LEHRKRÄFTEN DER BERUFLICHEN SCHULE FÜR SOZIALWESEN PANKOW UND DER KATHOLISCHEN HOCHSCHULE FÜR SOZIALWESEN BERLIN	58
15.1 Interview mit einer Lehrkraft, Berufliche Schule für Sozialwesen Pankow	58
15.2 Interview mit Andrea Nachtigall, Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin	59
GLOSSAR	61
LITERATUR	66
IMPRESSUM	68

Alle mit -> gekennzeichneten Wörter werden am Ende der Broschüre im Glossar erklärt.



i-PÄD

Initiative intersektionale Pädagogik

VORWORT

Warum dieses Projekt und diese Broschüre?

Während meiner schulischen Ausbildung zur Erzieherin, vor 10 Jahren, saß ich oft im Unterricht und habe mich bei vielen Themen nicht angesprochen gefühlt. In anerkannten Psychologie- und Pädagogikbüchern wurden Fallbeispiele herangezogen, die nicht meine Lebenswelt widerspiegeln. Es ging hierbei nicht nur um meine eigenen Identitätsmerkmale, ich sah auch kaum Mitschüler_innen, Nachbar_innen, Freund_innen usw., die komplett diesen Bildern entsprachen. Sei es wegen der Rollenbilder von „Mann und Frau“, der Abbildung von mehrheitlich ->weißen deutschen Familien, des allgemeingültigen Bildes von Mutter-Vater-Kind-Familien, der Beschreibung von überwiegend heterosexuellen Menschen, der Darstellung von dem „gesunden“ Menschen oder der Vorstellung, dass Menschen eindeutig in eine Kategorie passen. Wenn dann ab und zu andere Menschen thematisiert wurden als die, die ich im Unterricht gewohnt war, gewann ich den Eindruck, dass sie eher als Abweichung gesehen und als Menschen mit erhöhtem Förderbedarf behandelt oder gar problematisiert wurden. Während meiner pädagogischen Laufbahn begegnete ich vielen anderen Pädagog_innen und versuchte in unserer Zusammenarbeit, meine Art intersektionale Pädagogik durchzuführen und mit ihnen zu diskutieren. Viele nahmen es positiv auf, aber einige Pädagog_innen zögerten. Sie hatten zu viele Bedenken, wie die Klient_innen, Eltern, Kolleg_innen, Angehörige etc. darauf reagieren könnten, wenn Sexismus, Homosexualität, ->Trans*-Themen etc. in der pädagogischen Praxis bearbeitet werden. Nachdem skeptische Menschen meine Arbeitsweise länger beobachteten und mehr Wissen erlangten, konnte ich bei vielen Neugierde und Motivation wecken.

Als Erzieher_in, pädagogische Kraft, Lehrkraft und/oder als Praktikant_in arbeiten wir täglich mit Menschen zusammen und sind stets in einer vermittelnden Funktion präsent. Neben den im Berliner Bildungsprogramm oder in diversen Rahmenplänen einer Einrichtung stehenden Lehrinhalten, vermitteln wir bestimmte Werte und ->Normen. So, wie auch Eltern, Mütter, Väter, Angehörige, Verwandte, Erziehungsberechtigte und Freund_innen einen enormen Einfluss auf unsere Klient_innen haben.

Wir sind in unserer Arbeit mit vielen verschiedenen Menschen, Identitäten, sozialen und gesellschaftlichen Aufgaben konfrontiert. Doch welche Werte und Normen werden von uns dargestellt? Welches Konzept von Familie, Geschlecht, Sexualität zeigen wir auf? Welche Menschen ziehen wir heran, um bestimmte Dinge zu veranschaulichen? Welche Bilder reproduzieren wir? Welche für unsere Klient_innen relevanten Themen bearbeiten wir? Wie lassen wir unsere Klient_innen teilhaben, an diesen für sie wichtigen Themen? Wie und weshalb reflektieren wir unsere pädagogische Arbeit und unsere eigene Rolle? Wer bin ich? Wie sehen mich andere Menschen? Wir pädagogisch arbeitenden Menschen haben sehr viel Macht, der wir uns bewusst werden müssen. Diese Macht können wir geschickt einsetzen, um Themen anzusprechen, die in unserer Gesellschaft eher als Tabu angesehen werden oder deren Wichtigkeit nicht gesehen wird. Wir können unsere Stärke dafür einsetzen, so viele Identitäten wie möglich mit einzuschließen und mit zu bedenken. Dies ist wichtig, um Erfahrungen wie meinen vorzubeugen, Erfahrungen von Ausschluss, Unsichtbarmachung und Abwertung der eigenen Identitätsmerkmale. Bereits im jungen Alter sollte Menschen die Möglichkeit gegeben

werden, ein respektvolles Miteinander zu erlernen und das mit all seinen Facetten.

Im GLADT-Team arbeiten Menschen aus den verschiedensten Berufen. So hatten wir die Idee, politische Gegebenheiten, politisch-akademische Debatten, sowie psychologisches Wissen mit der Pädagogik zu verbinden und gründeten die Initiative „i-PÄD -Intersektionale Pädagogik“. Seit nun fast zwei Jahren bieten wir Workshops für Schüler_innen und Lehrkräfte in Fachoberschulen und Fachschulen für Sozialwesen an. Damit setzen wir Beschlüsse des Berliner Senats und des Abgeordnetenhauses, der Initiative „Berlin tritt ein für Selbstbestimmung und Akzeptanz sexueller Vielfalt“, um.

Mit dieser Broschüre möchten wir einen Einblick in die intersektionale Pädagogik geben. In den folgenden Texten werden wir viele Identitätsmerkmale und die mit ihnen einhergehenden Diskriminierungserfahrungen vorstellen und nützliche Tipps für den pädagogischen Alltag geben. Wir möchten euch motivieren und darin unterstützen, eure pädagogische Arbeit ein wenig zu erweitern, um so mehr Identitäten einzuschließen, diskriminierungsfreier zu agieren und eure Modellfunktion als Pädagog_in ein wenig zu optimieren.

Wir sehen uns selbst als eine Gruppe im Prozess, das heißt, wir selbst hören nicht auf, uns und unsere Arbeit zu hinterfragen. In Deutschland gibt es kaum vergleichbare Projekte und wir freuen uns sehr, diese Broschüre veröffentlichten zu können. Wir erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit und sind offen für Kritik und Anregung.

1. PROJEKTBE SCHREIBUNG „i-PÄD“

Das Projekt „i-PÄD – intersektionale Pädagogik“ existiert seit August 2011. Es ist ein Projekt, das die Anerkennung der Komplexität von Identitäten in der Pädagogik fördern soll. Dabei geht es um die Identitäten von Kindern und Jugendlichen, sowie auch die Identitäten der Lehrkräfte, Erzieher_innen und aller anderen Menschen, die mit Kindern und Jugendlichen zusammenarbeiten.

In Workshops erarbeiten wir gemeinsam mit den Teilnehmenden, was es für Identitätsmerkmale gibt, aufgrund derer Menschen Ausschlüsse beziehungsweise gesellschaftliche Bevorzugung erfahren können. Dazu zählen vermutete und tatsächliche Merkmale, z.B. das Geschlecht eines Menschen, die Herkunft und/oder Religion, die sexuelle Orientierung, die Geschlechtsidentität (ob Menschen in dem Geschlecht leben wollen, das sie bei der Geburt zugewiesen bekommen haben, oder nicht), der soziale Status, das Alter, das Aussehen, körperliche und geistige Befähigungen.

In unserem Ansatz gehen wir davon aus, dass all diese Merkmale für alle Menschen relevant und unterschiedlich sind. Oft werden sie uns aber dann erst bewusst, wenn wir Abwertung und Ausschlüsse erfahren. Um die Lebenswelten aller Kinder und Jugendlicher mit Respekt behandeln zu können und gegen Abwertung zu arbeiten, ist es die Aufgabe der Lehrkräfte, Pädagog_innen etc., sich der Ausschlüsse bewusst zu werden und sie zu verhindern. Dies ist auch Ziel unserer Arbeit.

Wir als Team von Pädagog_innen, Sozialarbeiter_innen, Politikwissenschaftler_innen und Psycholog_innen bieten unterschiedlichste Sichtweisen auf die Thematik. In unserer Arbeit machen wir unsichtbare Diskriminierungen sichtbar und bieten Handlungsstrategien an, diese zu beseitigen. Von einer fairen Repräsentation unterschiedlichster Lebensrealitäten profitieren die Klassen und Gruppen enorm.

Die Workshops bieten eine Mischung aus persönlichem praktischen Erleben der Teilnehmenden, sowie dem Sammeln neuen Wissens durch Kurzvorträge und Erzählungen aus unserer Erfahrung. Besonders Beispiele aus der eigenen pädagogischen Praxis machen die Themen anschaulicher und leichter nachzuvollziehen. Wir bieten einen Raum, schwierige Situationen in der Arbeit zu diskutieren und gemeinsame Lösungen zu finden.

Inzwischen hat das Thema auch Einzug als Profilkurs bzw. Wahlpflichtfach in zwei Berliner Schulen für Sozialwesen (AFBB - Akademie für Berufliche Bildung gGmbH und die berufliche Schule für Sozialwesen Pankow) gefunden.

Seit Anfang 2013 unterrichten wir als 7-köpfiges Team eine Gruppe von Schüler_innen aus allen Semestern zu dem Thema „intersektionale Pädagogik“. Im September 2013 ist die zweite Gruppe gestartet. In enger Zusammenarbeit mit Lehrkräften und der Schulleitung versuchen wir „intersektionale Pädagogik“ zu einem etablierten Schulfach zu machen, dessen Inhalte für alle Schüler_innen des Sozialwesens zugänglich sind. Dazu gehört natürlich auch, dass die Lehrkräfte an Fortbildungen teilnehmen und für die Themen sensibilisiert werden.

Wir freuen uns sehr über den Zuspruch und das rege Interesse, auf das wir immer wieder stoßen. An dieser Stelle möchten wir uns bei allen Teilnehmenden der Workshops und des Unterrichts bedanken, sowie bei den Lehrkräften und Schulleitungen, die dies möglich gemacht haben.

2. DIE IDENTITÄT

Die Bildung unserer Identität ist ein andauernder Prozess und häufig mit Konflikten verbunden. Während unserer Identitätsbildung stehen wir seit der Geburt immer in Beziehung mit unserer Umwelt: sei es mit der eigenen Familie, mit anderen Personen aus dem Umfeld, Institutionen, Gesetzen, Freund_innen usw. Alle Menschen haben das Bedürfnis, ein stimmiges Selbstbild zu entwerfen und dieses zu bewahren. Doch für Kinder und Jugendliche ist das bedeutsamer, denn ihre Bedürfnisse und Eigenschaften werden oft in Frage gestellt. Das Bedürfnis eine andere, in der Gesellschaft nicht anerkannte Lebensform zu entwickeln, ist oft mit Frustration und Druck aus der eigenen Umwelt einer_eines Jugendlichen oder eines Kindes verbunden. Kindheit und Jugend sind eine Zeit des Ausprobierens und des Aushandelns. Bei der Identitätsentwicklung erkennen Kinder und Jugendliche ihre Stärken und Schwächen. Sie entdecken ihre einzelnen Identitätsmerkmale (Geschlecht, Körper, Alter, Aussehen, Familiengeschichte, Herkunft usw.) und deren Wandel.

Werden diese Merkmale nicht berücksichtigt oder der Umgang mit ihnen als problembehaftet angesehen, kann dies zu folgenschweren andauernden Beeinträchtigungen im Selbstwert führen. So werden das Ausleben und das Akzeptieren der eigenen Identität zur schwierigen Herausforderung.

Sobald bei der Identitätsentwicklung einer_eines Jugendlichen vermeintliche Abweichungen zwischen dem, wie sich jede_r Jugendliche sieht und dem, was von anderen gesehen wird, entwickeln, kann das zu Selbstzweifeln führen.

Wenn an dieser Stelle kein positiver Ausgleich oder Empowerment (Selbstermächtigung) stattfindet, können Selbstentwertung und Selbstabwertung die Folge sein. Die einzelnen Identitätsmerkmale werden individuell wahrgenommen. Ob sich ein Kind in Bezug auf ein bestimmtes Identitätsmerkmal wohlfühlt (oder nicht), ist stark von unserer Arbeit in sozialen Berufen abhängig. Wie verstärken wir die einzelnen Merkmale, wie benennen wir sie? Geben wir den Merkmalen einen Raum, benannt zu werden, ohne bestimmte Merkmale zu stigmatisieren?

3. INTERSEKTIONALITÄT

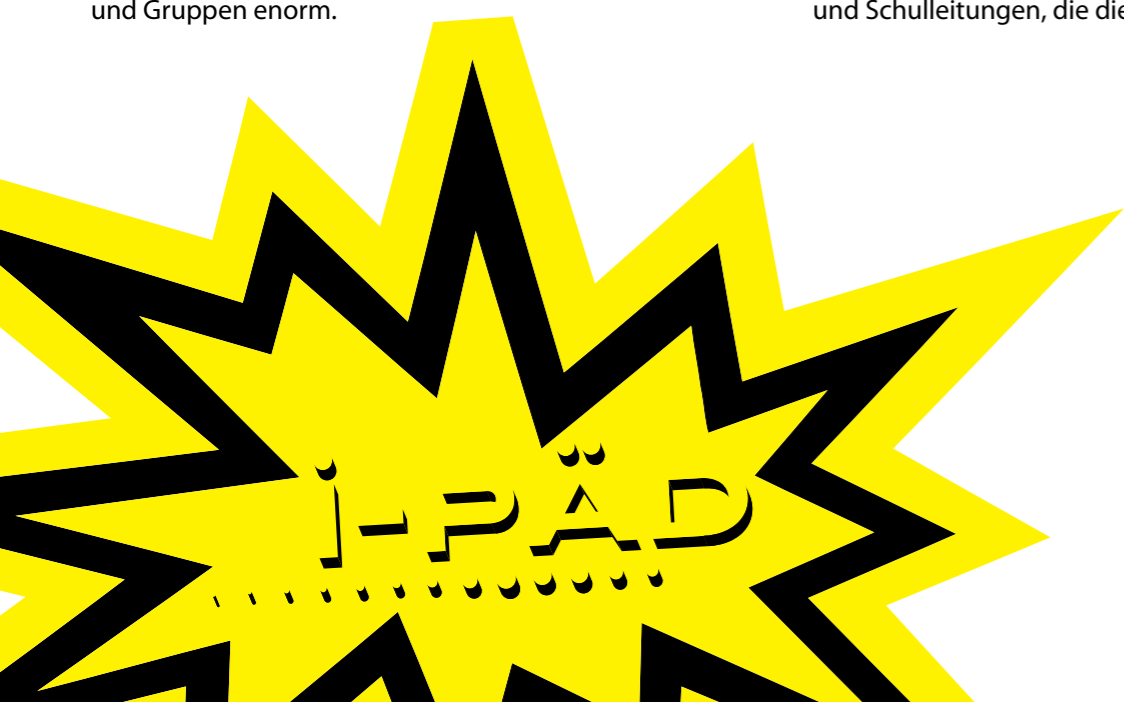
Eine Dozentin hat mit uns, ihren Studierenden eines Konfliktbewältigungsseminar, mal ein Spiel durchgeführt: Wir alle sollten auf fünf Karten Identitäten schreiben, die uns wichtig waren. Sie schrieb damals: Ehefrau, Frau, Türkin, Muslima, Professorin. Dann bat sie uns, eine der fünf beschriebenen Karten wegzuwerfen und uns zu sagen, wie wir uns dabei fühlten. Ich glaube, das war mein erster Kontakt mit dem Thema „Intersektionalität“. Ich hatte noch nie vorher darüber nachgedacht, dass ich viele verschiedene Identitätsmerkmale habe, die mir persönlich mehr oder weniger wichtig sind, die mir aber eine gewisse Position in der Gesellschaft zuweisen und von denen ich mich nicht lösen kann. Ob ich will oder nicht. Immerhin wird nicht jede Identität, die eine Person haben kann, als positiv betrachtet. Ich kann mir vorstellen, dass diese Lehrerin ein hohes Ansehen als Professorin genießt und bestimmt ein gutes Einkommen hat, sich aber aufgrund ihrer Identität als Frau vielen Problemen ausgesetzt sieht und sich besonders anstrengen muss, um in ihrem Beruf anerkannt zu werden. Was nur einen kleinen Ausschnitt ihres Lebens beschreibt.

In dem Projekt „i-PÄD“ geht es uns Teamer_innen schon in der Kita um die Entfaltung von Identitäten. Kinder sollen sich ausprobieren, ein Gefühl dafür bekommen, wer sie sind sowie einen positiven Selbstwert entwickeln. Dafür brauchen sie Vorbilder, positive Darstellungen der Gruppen, der sie zugehören und ein Gefühl von Selbstverständlichkeit ihrer Existenz. Sie sollten sich nicht verstecken oder verstellen müssen, um in der Kita und in der Gesellschaft dazugehören zu können. Stattdessen sollten wir ihnen das Gefühl vermitteln, dass sie wertvoll sind, genauso wie sie sind.

Den Wunsch, allen Kindern und später auch Jugendlichen dieses Gefühl vermitteln zu können, teilen wohl viele Er-

zieher_innen, Pädagog_innen und Sozialarbeiter_innen. Doch oft scheitert es in der Umsetzung. Es ist nicht möglich, Kindern zu vermitteln, sie seien wertvoll, wenn Abwertung und Geringschätzung gegenüber Gruppen, denen sie angehören, toleriert bzw. akzeptiert werden.

Zum Beispiel können Erzieher_innen Homosexualität nicht positiv darstellen, wenn sie selbst nicht an die Gleichwertigkeit von homosexuellen und heterosexuellen Beziehungen glauben. Werden in Kinderbüchern nur ->weiße deutsche Familien abgebildet, ist es für Kinder, die sich mit diesen Familien nicht identifizieren können, -> People of Colour (PoC), -> Schwarze Menschen, Menschen mit Migrationsge-



schichte schwer, sich selbst als genauso wichtig und wertvoll wahrzunehmen.

Dies gilt natürlich auch für andere Menschen, die gar nicht oder unzureichend in Kinderbüchern dargestellt werden. Dazu gehören zum Beispiel Familien, in denen ->Menschen mit Behinderungen leben, Familien, zu denen ->Trans*menschen gehören, Familien, die der Armutsklasse angehören und sozial benachteiligt sind.

Genau bei diesem Problem setzt die intersektionale Pädagogik an. Damit Pädagog_innen möglichst alle Kinder in der Entfaltung ihrer Identitäten unterstützen können, bedarf es zunächst einer Auseinandersetzung mit der eigenen Position in der Gesellschaft. Dazu könnte sich zum Beispiel ein_e Pädagog_in (weiß, heterosexuell) Fragen stellen wie: Nehme ich Hetero-, Bi- und Homosexualität als gleichwertig wahr? Wenn nicht, warum nicht? Wie kann ich meine Vorurteile abbauen? Wie kann ich Kindern ein positives Bild von Homosexualität vermitteln? Oder: Warum fällt mir in der Kitagruppe das einzige afrodeutsche Kind in der sonst weißdeutschen Gruppe immer wieder besonders auf? Wie kann ich mit diskriminierendem Verhalten innerhalb der Gruppe gegenüber diesem Kind umgehen? Und was hat das mit meinen eigenen Vorurteilen und den Bildern, die ich im Kopf habe, zu tun?

Schafft es ein_e Erzieher_in, sich bewusst zu werden, welche Ausschlüsse in der eigenen Einrichtung stattfinden, ist es möglich, gegen diese zu arbeiten und ein Klima der gegenseitigen Akzeptanz zu fördern.

Auch Kinder, deren Lebensrealität schon jetzt überall sichtbar ist, profitieren davon, ihre Umwelt in all ihren Facetten kennen zu lernen, um von klein auf Vorurteilen vorzubeugen und verantwortungsvoll mit ihrer Machtposition in der Gesellschaft umzugehen. Denn nur Menschen, die wissen, dass wir nicht alle die gleichen Chancen haben, können sich für einen Chancenausgleich einsetzen. So können zum Beispiel Erzieher_innen, die wissen, dass ein Unterschied zwischen Mädchen und Jungen konstruiert wird, der zu Diskriminierung von Mädchen und Frauen führt, besonders darauf achten, geschlechterneutral zu handeln. Ein Ansatz könnte sein, dass es Mädchen genauso kommentarlos ermöglicht wird Fußball zu spielen, wie Jungen. Jungen dagegen spielen auch „Mädchenspiele“. Falls eine Abwehrhaltung unter den Kindern entsteht, gilt es, dies zu thematisieren.

Ein weiterer Schritt ist zu begreifen, dass, wie das Eingangsbeispiel der Dozentin zeigt, wir immer mehr sind als nur heterosexuell, muslimisch oder Frau. Alle Menschen haben sexuelle Orientierungen, Religionen und Weltanschauungen, Geschlechter, Körper, Geschlechtsidentitäten, Pässe, Alter, Befähigungen, Gesundheit, Aussehen, Klassenzugehörigkeiten. Oft denken wir über diese Zugehörig-

keiten nach, wenn sie zu Ausschlüssen in der Gesellschaft führen - so wird Heterosexualität eher selten als wichtiges Identitätsmerkmal erwähnt, obwohl es vielen Menschen sehr wohl wichtig ist, als heterosexuell wahrgenommen zu werden. Dass Heterosexualität trotzdem nicht erwähnt wird, hat etwas damit zu tun, dass Heterosexualität als das „->Normale“ in der Gesellschaft angesehen wird und was normal ist, muss nicht extra benannt werden. Die Gesellschaft ist darauf ausgerichtet, dass wir alle heterosexuell sind, obwohl das nicht immer so ist.

Kein Kind sollte gezwungen werden, sich auf eine Identität festzulegen oder mit den Identitäten zu leben, die ihm fremd zugeschrieben werden. So kommt es schon mal vor, dass ein junger Mensch nicht als Kind betitelt werden möchte oder sich selbst als Ritter oder als Superheldin definiert. Es ist die Aufgabe der Erzieher_innen, dies zu akzeptieren und verstehen zu lernen.

Als Pädagog_innen nehmen wir eine wichtige Funktion in dem Leben der Kinder ein, und gerade wir sollten sie unterstützen, Worte zu finden für das, was ihnen wichtig ist. Es ist nicht unsere Aufgabe, einem Kind, das wir als Jungen kennengelernt haben, das sich nun aber als Mädchen definiert, zu erklären, dass es eigentlich doch ein Junge sei. Wir arbeiten für die Kinder und nicht gegen sie. Wir haben die Möglichkeit, eine direkte Veränderung in den Ungleichverhältnissen der Gesellschaft zu erzeugen, wenn wir nur sensibel genug lernen, die Lebensrealitäten von allen Kindern in all ihren Facetten wahrzunehmen. Nicht zu denken: „Ah, die ist Buddhistin, also weiß ich schon alles über sie.“, sondern den Dialog mit Eltern und Kindern zu suchen, um zu erfahren, was für eine Rolle ihre Religion spielt, welche Religion es tatsächlich ist, welche Dinge ihnen aufgrund anderer Identitätsmerkmale wichtig sind und so weiter. Dies gilt für jedes Kind, für jede religiöse Zugehörigkeit.

Unsere Identitäten sind sehr komplex und haben für uns alle unterschiedliche Bedeutungen. Dies zu verstehen und zu respektieren, vermittelt in vielen Situationen ein Gefühl von gegenseitiger Akzeptanz.

Es ist nicht einfach mit dem Wunsch getan, eine Kita so inklusiv wie möglich für alle Kinder zu gestalten. Diskriminierung funktioniert ja nicht nur im persönlichen Kontakt, sondern auch auf anderen Ebenen, wie zum Beispiel durch das Gesetz, das besagt, dass homosexuelle Paare keine Ehe eingehen können, sondern nur eine weniger privilegierte Form von Lebenspartnerschaft. Auch dass Kinder mit Migrationsgeschichte häufig keine Gymnasialempfehlung bekommen, hat etwas mit dieser Ebene von Diskriminierung zu tun.

Wir verorten uns, sobald wir in einer Kita oder Jugendeinrichtung arbeiten, in einer Institution und sind an die entsprechenden Arbeitsweisen, Einstellungspraxen, Materialvorgaben und Kitakonzepte gebunden.

Dies kann schwierig sein, wenn die Institution selbst kein Interesse daran hat, Diskriminierung zu verringern. Es kann aber auch eine Chance sein, sich als Institution auf das Berliner Bildungsprogramm für Kindertagesstätten¹ oder das Schulgesetz zu beziehen, in dem die Förderung aller Kinder gesetzlich geregelt ist.

Eine weitere Form der Diskriminierung ist die strukturelle. Oft ist eine Abwertung einer Gruppe keine rein persönliche Einstellung, sondern findet Zuspruch in der Gesellschaft. So werden wir fast alle in dem Glauben großgezogen, es gäbe nur zwei Geschlechter - Mann oder Frau. Menschen, die nicht in dieses Schema passen, werden entweder lächerlich oder unsichtbar gemacht. Es ist eine Norm - die Idee, dass etwas „normal“ ist - und anerkannte Entwicklungsaufgabe zu begreifen, dass wir entweder nur Mann oder nur Frau sein können und dieses Geschlecht im Verlauf des Lebens auch nicht wechselbar ist. Alltäglich und immer wieder wird uns gezeigt, dass es so „richtig“ ist. Es ist also keine Überraschung, dass Menschen abwertende Einstellungen gegenüber transidenten Menschen haben. Wir sind jedoch alle in der Verantwortung, gegen diese Einstellungen vorzugehen und die Realität aller Menschen einzubeziehen und wertzuschätzen.

Um kurz zusammenzufassen: Bei intersektionaler Pädagogik geht es darum, Menschen in ihren verschiedenen Identitäten zu sehen, also eine Mehrfachzugehörigkeit anzuerkennen. Sie hilft auch zu verstehen, dass wir auf verschiedenen Ebenen diskriminiert werden, auf einer individuellen, einer institutionellen und einer strukturellen, und dass diese oft zusammenwirken können, genauso wie die Mehrfachzugehörigkeiten in einer Situation von Diskriminierung.

Um das etwas anschaulicher zu machen, hier ein Beispiel: In der Kita, in der du Erzieher_in bist, sprichst ihr über Ferien und in den Urlaub fahren. Ihr schaut euch, um das Thema einzuleiten, ein beliebtes Kinderbuch an. Ein Kind meldet sich und sagt, dass seine Familie gar nicht so aussieht wie die in dem Buch. Es habe zwei Mamas und war noch nie im Urlaub. Du und deine Kolleg_in wissen das, nur habt ihr nicht mit den Kindern darüber geredet, weil ihr vielleicht Sorgen hattet, dass das Kind von den anderen gehänselt wird. Immerhin soll es nicht als anders wahrge-

¹ <http://beak-fk.de/was-ist-das-berliner-bildungsprogramm/> Zum Download in kurzer und langer Version.

nommen werden. Zusätzlich ist Homosexualität immer ein schwieriges Thema und Armut erst recht. Ihr habt Angst, den Kindern „beizubringen“, homosexuell zu sein, wenn ihr zu viel darüber redet und ihr wisst nicht, wie ihr Armut thematisieren sollt. Außerdem findet ihr, könnt ihr nicht auf alles Rücksicht nehmen, denn die meisten Kinder in der Gruppe waren eben schon mal im Urlaub. Und eigentlich habt ihr auch die Vorstellung, dass es gut für dieses Kind sein könnte, die Urlaubsgeschichten der anderen zu hören, weil es dadurch lernt, dass sich Anstrengung auszahlt, die Eltern der anderen Kinder haben schließlich Arbeit, usw.

In diesem Beispiel kommen problematische Gedanken vor. Der Glaube, durch eigenes Verschulden arm zu sein, ist klassistisch (siehe Kap. 10), denn er setzt Mittelklasse als ein Ideal und ignoriert gesellschaftliche Realitäten, in denen der Zugang zu Ressourcen wie Bildung, Unterhaltung, Finanzen etc. sehr stark von der Klassenzugehörigkeit abhängig ist. Nicht jeder Mensch hat die Möglichkeit, finanziellen Reichtum zu haben und es ist auch nicht unbedingt die einzig ‚gute‘ Art und Weise zu leben.

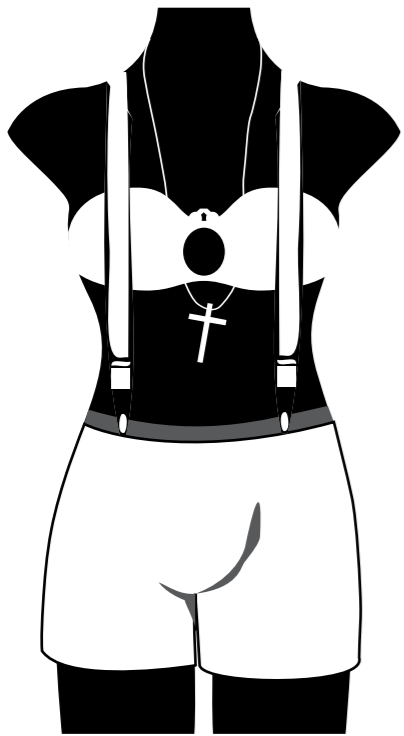
Die Annahme, Homosexualität sei schädlich für Kinder, ist homophob. Homosexualität lässt sich nicht an- oder abziehen und die Sichtbarkeit und Normalisierung von homosexuellen Paaren bereitet Kinder besser auf eine selbstbestimmte Zukunft vor.

Was ihr in dieser Situation tun könntet, wäre zum Beispiel euch eine Fortbildung zu den Themen Klassismus und Homophobie zu organisieren oder euch Informationen zu beschaffen und euch über eure eigene Position in der Kita und den Leben der Kinder Gedanken zu machen. Wie wäre es damit, einige Kinderbücher zu besorgen, in denen die Eltern der Kinder zwei Frauen, zwei Männer, alleinerziehende Mütter oder Väter und/oder Trans*menschen sind?² Ihr als Erzieher_innen könnt das Kind unterstützen, indem ihr ihm Zugänge zu positiven Darstellungen seiner Lebensrealität verschafft und seine Identitäten wertschätzt. Die Kinder können selbst am meisten über ihre eigenen Realitäten erzählen, warum ihnen nicht den Raum dafür öffnen?

Intersektionale Pädagogik ist bisher keine etablierte Pädagogik, wir „i-PÄDler_innen“ hoffen aber sie zu einer solchen zu machen. Es ist ein Ansatz, der sich gut mit anderen pädagogischen Konzepten verbinden lässt und hat sich in unserer Praxiserfahrung als eine Bereicherung für uns und unsere Klient_innen bewährt.

² Hierfür stehen Medienkoffer und Literaturlisten für Kitas und Schulen zur Verfügung. Mehr Informationen auf der i-PÄD Projektwebsite oder unter www.queerformat.de

3.1 METHODE: DENIZ



Kurzbeschreibung:

Die Methode dient der Bewusstmachung von Selbst- und Fremdwahrnehmung und der Sensibilisierung für unterschiedliche Identitätsmerkmale und deren Zusammenspiel in unterschiedlichen Unterdrückungsmechanismen innerhalb der Gesellschaft. Außerdem dient sie dazu, Vorstellungen und ->Normen zu reflektieren und aufzuzeigen, dass alle Menschen in Kategorien denken, um andere einzuordnen.

Rahmenbedingungen:

Zeit : 75 min

Gruppe : 12–20 Teilnehmende ab 12 Jahren

Material : Flipchart, Stifte, Schaufensterpuppe (u. U. „weiblicher“ Torso, zu finden auf diversen Internetseiten für ca. 25 €)

Raum : Der Raum sollte genügend Platz bieten für einen Stuhlkreis.

Ziele:

- Sensibilisierung für unterschiedliche Identitätsmerkmale und deren Bewertung
- Reflektieren von gesellschaftlichen Normen und deren „Abweichungen“
- Wahrnehmung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen
- Sensibilisierung für unterschiedliche Diskriminierungs- und Unterdrückungsformen
- Verdeutlichung der Zusammenhänge zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung und der Verknüpfung von Vorurteilen und Stereotypen in Bezug auf individuelle Merkmale wie Kleidung, Habitus, Subkultur etc.

Vorbereitung:

Die Schaufensterpuppe „Deniz“ wird von Beginn an im Stuhlkreis platziert. Deniz trägt ein bewusst gewähltes Outfit: ein enges Top und eine abgenutzte Unterhose/Boxershorts, die im Schritt ausgestopft ist. Gehalten wird diese durch Hosenträger in Regenbogenfarben, an denen ein politischer Button (Parteien, bestimmte Organisationen) befestigt ist. Um den Hals trägt er_sie ein Kreuzifix. Deniz trägt, wie alle Teilnehmenden der Gruppe, ein Namensschild.

Ablauf der Übung:

Deniz, der_die seit Beginn des Workshops im Stuhlkreis sitzt, wird von der Gruppenleitung vorgestellt. Die Teilnehmenden werden aufgefordert, sich Deniz anzuschauen und einen Gegenstand auszuwählen, den sie Deniz für den Tag mitgeben möchten. Jede Person der Gruppe ist nun aufgefordert, Deniz etwas zu geben oder anzuziehen, was Deniz gebrauchen könnte. Dabei können sich Gegenstände wie Taschentücher, Handys, Wasser, Bücher, Spielzeuge, Kondome oder aber auch Kleidungsstücke etc. ansammeln - es gibt dabei kein richtig oder falsch. Nachdem alle Teilnehmenden Deniz mit einem Gegenstand ausgestattet haben, werden sie einzeln aufgefordert zu erklären, warum sie den jeweiligen Gegenstand ausgewählt haben. Danach werden die Teilnehmenden gebeten, sich im Plenum dazu zu äußern, was ihnen durch den Kopf geht, wenn sie Deniz betrachten. Die unterschiedlichen Merkmale, die die Teilnehmenden nennen, werden mit den unterschiedlichen Kategorien (z.B. Befähigung, Religion, Klasse) verknüpft und innerhalb dieser Kategorien wird erörtert und diskutiert, was in Deutschland als Norm und als vermeintliche Abweichung gilt. In diesem Kontext wird Deniz anhand der Merkmale positioniert.

Diese Merkmale werden auf einem Flipchart oder einer Tafel gesammelt und gemeinsam in der Auswertung unterschiedlichen Kategorien zugeordnet. Beispiele dafür sind:

Assoziationsketten zur Hilfe der Sammlung der Kategorien und Merkmale von Deniz:

Merkmale Deniz	Interpretationen	Kategorie	Norm	„Abweichung“	Diskriminierungsform
Regenbogenhosensträger	->LSBT*IQ-Symbol, schwul, lesbisch,	sexuelle Orientierung	heterosexuell	homosexuell, bisexuell, multi-sexuell, pansexuell	Homophobie
abgenutzte Unterhose	eventuelles Zeichen von Armut/ Geldmangel	Sozialer Status/ Klasse	Mittelklasse	Arbeiter_innenklasse, Armutsklasse	Klassismus
sichtbare Brüste und männliche Genitalien	Mensch zwischen den Geschlechtern, Personalpronomen	Geschlechtsidentität	cis-geschlechtlich	trans*geschlechtlich oder intergeschlechtlich	Cis-Sexismus, Transphobie
Geschlechtsmerkmale	Geschlechterrollen, Personalpronomen	Geschlecht	Mann	Frau	Sexismus
fehlende Gliedmaßen	Behinderung	körperliche Befähigung	Mensch ohne Behinderung	Mensch mit Behinderung	Ableism, „Behinderten“-feindlichkeit
	Behinderung	psychische und geistige Befähigung	„gesund“	„krank“	Ableism
schlanker, athletischer Körper	jung, sportlich, dynamisch,	Körper	„schlank“ und „schön“	„dick“, „un gepflegt“ und „hässlich“	Lookism, Bodyism, Fatphobia (Dickenfeindlichkeit)
schlanker, athletischer Körper	jung, ohne Falten, gesund	Alter	junge Erwachsene, Menschen zwischen 25 – 45 Jahren	alte Menschen, Kinder und Jugendliche	Ageism (Altersfeindlichkeit), Adultismus (Kinder- und Jugendfeindlichkeit)
schwarze Puppe	Schwarzer Mensch	Weißsein, Schwarzsein, PoC-Sein	weiße Menschen	Schwarze Menschen, PoC sein	Rassismus
Kreuzifix, Kreuz	religiös, katholisch	Religion, Weltanschauung	christlich säkular	vom christlichen abweichend, z.B. muslimisch, jüdisch, buddhistisch	Antimuslimischer Rassismus, Antisemitismus

In der Auswertung und Reflexion sollte durch eine moderierte Anleitung die Möglichkeit gegeben werden zu diskutieren. Aufgrund der unterschiedlichen Meinungen und Sichtweisen können auch kontroverse Diskurse entstehen. Da nicht alle Themen besprochen werden können, sollte je nach Zielgruppe ein Schwerpunkt gesetzt werden. Eine ausführlichere Auseinandersetzung könnte innerhalb von Kleingruppen stattfinden.

Abschluss:

Der gemeinsame Abschluss der Methode ist wichtig, da Deniz ein Teil der Gruppe geworden ist und Teil der Geschichten der Teilnehmenden. Deniz kann nun verabschiedet werden oder Teil der Gruppe bleiben. Eine Verabschiedung kann je nach Stimmung innerhalb der Gruppe variieren. Zum Beispiel nimmt jede Person einen Gegenstand und bedankt sich im Namen von Deniz und begründet dies.

Deniz kann aber auch weiterhin Teil der Gruppe bleiben und den Prozess begleiten. Dies gibt die Möglichkeit, später auf Deniz zurückzugreifen.

3.2 INTERVIEW MIT GÜRKAN BUYURUCU

Ein wenig über dich...

Ich heiße Gürkan Buyurucu, lebe seit zehn Jahren in Berlin und arbeite im Bildungsbereich seit 2004. In den letzten fünf Jahren habe ich viel mit Kindern im Grundschulalter gearbeitet. Ich bin kein gelernter Erzieher, also ich habe keine Ausbildung dazu gemacht, aber ich würde mich als leidenschaftlichen Bildungsreferenten bezeichnen.

Und wo genau arbeitest du jetzt?

Ich arbeite bei der BIG (Berliner Initiative gegen Gewalt an Frauen) und dort gibt es ein Projekt, in dem wir mit Viert- und Fünftklässlern arbeiten.

Das Hauptthema ist häusliche Gewalt. Da geht um Konfliktlösungsmöglichkeiten, was ist Gewalt, wo fängt Gewalt an, wann ist ein Streit kein Streit mehr, sondern wird zu Gewalt? Dazu machen wir Workshops und arbeiten mit pädagogischen Methoden, es ist also kein Frontalunterricht. Häufig thematisieren wir Konfliktlösungen. In einer Übung geht es z.B. darum, wie Kinder gemeinsam eine Entscheidung treffen. Da beobachten wir, welche Möglichkeiten die Kinder wahrnehmen: Wie kann man sich gemeinsam entscheiden, ohne jemanden zu treten oder zu spucken, zu beleidigen oder zu schlagen? Wie kriegen wir das harmonisch hin?

Welche Diskriminierungsformen sind in deiner Arbeit präsent?

In dem Alter kommen Mobbing und Ausgrenzung öfter vor, Diskriminierung würde ich erstmal nicht sagen, weil es in dem Alter eher darum geht, auszugrenzen im Sinne von: Heute bin ich mit dir befreundet, morgen bist du der Böse. Deshalb würde ich in dem Bereich eher von Ausgrenzung sprechen.

Aber sind das unterschiedliche Gründe, warum ausgegrenzt wird?

Manchmal geht es um Lernbehinderungen, also, wenn ein Kind ein bisschen langsamer lernt als die anderen, dann machen sich die Kinder lustig über diese Person. Wir haben mal einen Workshop in Berlin-Hohenschönhausen gegeben, da gab es in der Klasse zwei vietnamesische Kinder und das Wort „Fidschi“ ist einmal gefallen. Dann haben wir natürlich darüber diskutiert, was das Wort bedeutet, was löst man mit diesem Schimpfwort aus und wie fühlen sich die anderen Kinder, wenn sie das Wort hören. Wenn wir mit den Kindern darüber diskutieren, dann verstehen sie eigentlich ganz schnell, worum es geht.

Meistens ist die Begründung: Ja, ich möchte das Kind ärgern, deshalb benutze ich das Wort. Aber das bleibt nicht beim Ärgern, es tut seelisch weh. Wir arbeiten oft mit Empathie: Wie würde es dir gefallen, wenn jemand dich

auslacht, aufgrund deiner Kleidung, deiner Brille, oder weil du ein_e Deutsche_r bist oder Deutsche_r mit russischem Hintergrund oder was auch immer.

Und wie wirst du als Person wahrgenommen?

Also in den Klassen, in denen mehrheitlich Türkeistämmige sind, kommt oft: Endlich, da ist ein Türke. Und wenn ich die Namen richtig ausspreche, da freuen sich die Kinder und ich höre oft Äußerungen wie: Endlich spricht einer mal meinen Namen wie mein Vater aus. Und das kommt sehr gut an.

Bei den Klassen, die keine türkeistämmigen Kinder haben, wirkt das ein bisschen anders. Manchmal machen sich die Kinder lustig über meine Sprache, da ich auch teilweise Fehler mache beim Sprechen. Aber ich gehe da ganz locker mit um und frage nach, wie es richtig heißt und sage, dass ich mich freue, wenn ich verbessert werde, dann lerne ich was.

Gibt es Momente, in denen du bestimmte Sachen wahrnimmst, aber nicht darauf eingehen kannst?

Natürlich. Wenn Kinder sich gegenseitig ärgern, fallen manchmal auch Schimpfwörter. Das machen sie dann in der Muttersprache. Wenn sie also auf Türkisch fluchen, da gehe ich sofort darauf ein und sage, dass ich das verstanden habe, zum Beispiel beim Wort Hurensohn. Dann frage ich sofort: Kennst du seine Mutter? Und was für eine Beziehung hast du zu ihr und wie kannst du das beschreiben? Je mehr dieses Wort beschrieben wird, desto eher verliert es seinen Sinn und es wird dann irgendwann peinlich. Wenn es peinlich wird, hören wir damit auf, denn wir wollen ja niemanden niedermachen.

Wir versuchen nur mal bewusst zu machen, was sie gesagt haben und was das auslöst. Manchmal höre ich auch das Wort schwul (als Schimpfwort). Wenn ein Junge sich anders verhält als andere, also zurückhaltend ist oder emotionaler ist, dann fällt das Wort schwul. Dann frage ich nach, was sie überhaupt darüber wissen, über das „Schwulsein“. Warum das nicht ok ist, ob sie wissen, dass man selbst schwul sein kann bzw. in der Zukunft schwul wird und dass sie sich nicht fertig machen sollen, weil sie auch noch nicht in der Lage sind, sich zu outen. Generell gehen wir bei diskriminierenden Wörtern darauf ein und reden sofort darüber.

Unsere Erfahrungen mit Lehrkräften sind, dass sie sehr bemüht sind, dass alles friedlich ist, sie selbst aber auch vieles nicht wahrnehmen oder nicht sehen.

Die Lehrkräfte sind auch überfordert und können das im Alltag nicht gleich wahrnehmen, wie es diesem Jungen oder diesem Mädchen geht, ob alles klar ist oder ob sie (häusliche) Gewalterfahrungen machen. Da wir in vier Tagen sehr intensiv arbeiten und uns intensiv mit Gewalt beschäftigen, sind die Lehrkräfte auch mit dabei und können die Kinder auch anders beobachten. Da haben sie auch die Möglichkeit, die Kinder anders zu erleben. Manche sind dann auch überrascht, wenn sie merken, wie die Kinder Gewalt erleben und wahrnehmen - auch in der Schule.

Möchtest du noch abschließend etwas sagen?

Ich finde die Arbeit mit Kindern sehr wichtig, denn dies sind die Kinder, die in fünf, sechs Jahren die Jugendlichen sind, die wir auf der Straße treffen. Wenn wir uns über „Problemjugendliche“ ärgern, sollten wir früher ansetzen, präventiv arbeiten und schon in der Grundschule anfangen. Ich höre ja öfter, dass migrant_innenspezifische Projekte entwickelt werden. Einerseits befürworte ich das, aber andererseits denke ich: Mein Gott, wir leben alle in Berlin, jede_r hat seine_ihre Hintergründe, aber wir alle sind Berliner_innen, das sollte auch nicht vergessen werden.

3.3 KENNENLERNSPIEL: LÜGEN

Die folgende Lehereinheit wurde von einer Gruppe von Menschen ausgearbeitet, die an unseren i-PÄD Aufbauworkshops teilgenommen haben. Ziel dieser Workshops war es, sich nicht nur mehr fundiertes Wissen zu den einzelnen Diskriminierungsformen anzueignen, sondern diese auch in der pädagogischen Praxis anzuwenden.

Die Methode ist u. a. auch bekannt unter den Namen „Lügen oder Wahrheit“, „Entlarve die Lüge“, „Münchhausen erzählt“.

Kurzbeschreibung und Ziel(e) der Methode

Diese Übung eignet sich für das gegenseitige Kennenlernen und dient als Aufwärmenspiel. Sie ist auch für Gruppen geeignet, die sich bereits gut kennen oder gemischte Gruppen mit einigen Menschen, die sich schon kennen und einigen, die sich noch nicht kennen. Diese Methode fördert die Kreativität durch das geschickte Einbauen der Lüge.

Rahmenbedingungen:

Material: Keine Materialien benötigt

Gruppe: 5 - 15 Personen

Alter: Ab 6 Jahre

Dauer: Max. drei Minuten pro Person

Ablauf: Jede_r stellt sich mit drei Aussagen über sich selbst der Gruppe vor. Dabei wird eine Lüge eingebaut (möglichst unauffällig). Die Gruppe soll nun erraten, welche Aussage die Lüge war.

3.4 INTERSEKTIONALE METHODE: ALLE GLEICH, ALLE VERSCHIEDEN

Kurzbeschreibung und Ziel der Übung:

Ziel der Übung ist es, Zuschreibungen und Vorurteile aufzudecken. Durch die angeleitete Diskussion wird das eigene Verhalten reflektiert. Zudem werden vielfältige Identitäten und Lebensentwürfe sichtbar gemacht und somit gesellschaftliche Normen beleuchtet und kritisch betrachtet. Anhand dieser Methode kann ein erstes Verständnis für intersektionale Themen geweckt werden.

Rahmenbedingungen:

Material:

- Papier, Stifte, Flipchart oder Tafel
- Pro Kleingruppe ein Bild von einer (jugendlichen) Person. Die Bilder sollten möglichst vielfältig ausgewählt sein, damit verschiedene Kategorien thematisiert werden können (->PoC, ->weiß, androgyn, männlich, weiblich, Alter, ...). Hier können je nach Variation unbekannte Personen, berühmte Personen oder Personen aus dem Freundeskreis gewählt werden. Der Vorteil bei berühmten Menschen und Menschen aus dem Freundeskreis ist, dass die Identität am Ende aufgedeckt werden kann.
- Pro Gruppe ein Aufgabenzettel, der je nach Ausführung der Methode variieren kann. Auf dem Zettel sollte die Methode nochmals kurz erklärt werden, um Missverständnisse zu vermeiden.

Gruppe: 6-15 Personen

Merkmale der Gruppe: Die Gruppe sollte sich bereits etwas untereinander kennen. Die Methode ist beispielsweise geeignet für Schulklassen oder Gruppen in Jugendclubs.

Alter: Ab 12 Jahre (Die Leitfragen in dieser Version richten sich an Jugendliche. Die Methode kann mit anderen Fragen, aber auch mit Erwachsenen durchgeführt werden.)

Dauer: 90 Minuten

Ablauf der Methode:

1. Aufgabenstellung und Kleingruppenarbeit

Die Teilnehmenden werden in Kleingruppen aufgeteilt. Idealerweise sind drei Personen in einer Gruppe. Jede Gruppe bekommt ein Bild (zufällige Auswahl). Die Gruppe soll nun der Person auf dem Bild eine Identität geben.

Als Leitfaden hierzu gibt es ein Aufgabenblatt, auf dem (beispielsweise) folgende Fragen stehen:

- Wie heißt die Person auf dem Bild?
- Wie und wo ist die Person aufgewachsen?
- Was macht die Person in ihrem Alltag?
- Was macht die Person in zehn Jahren?

Für diesen Prozess sollten die Gruppen ausreichend Zeit bekommen (mindestens 30 Minuten), da sie eine ausführliche Beschreibung anfertigen sollen und falls gewünscht auch über die Leitfragen hinaus Merkmale erarbeiten können.

2. Diskussion und Auswertung der Kleingruppenarbeit

Die Ergebnisse der Gruppen werden im Plenum vorgestellt und zunächst nicht bewertet oder diskutiert. Nachdem alle Gruppen die Identität ihrer Person vorgestellt haben, wird eine angeleitete Diskussion geführt.

Mögliche Leitfragen hierfür sind:

- Warum habt ihr der Person diese Merkmale zugeschrieben? Welche Vorurteile lassen sich daraus erkennen?
- Versteht ihr, was mit Zuschreibungen gemeint ist? (Falls nicht, sollte mit der Gruppe erarbeitet werden, warum es sich um Zuschreibungen handelt und nicht um absolute Wahrheiten.)
- Macht ihr solche Zuschreibungen auch im Alltag und welche Gefahr seht ihr darin? Glaubt ihr, dass andere Menschen euch gegenüber auch Zuschreibungen machen und wie fühlt sich das für euch an? Verhaltet/Kleidet ihr euch manchmal wegen unangenehmen/angenehmen Zuschreibungen in einer bestimmten Weise?
- Wie unterscheiden sich Zuschreibungen, die über euch gemacht werden von denen, die über Erwachsene gemacht werden?

Je nach Prozess und Variation können in der Diskussion oder danach ggf. die wahren Identitäten aufgedeckt werden.

Leitfragen für eine Diskussion könnten sein:

- Seid ihr überrascht über die wahre Identität? Inwiefern unterscheidet sie sich von der zugeschriebenen Identität?
- Fiel es euch leicht oder schwer, eine euch völlig fremde Person zu beschreiben?
- Geht es euch im Alltag auch manchmal so? Wie findet ihr es, wenn andere euch etwas zuschreiben?
- Wie fühlt ihr euch, wenn ihr eine falsche Zuschreibung über einen anderen Menschen gemacht habt?
- Wie können wir im Alltag mit Zuschreibungen umgehen, die wir anderen entgegenbringen/ die uns entgegengebracht werden?
- Was glaubt ihr, wie gängige Zuschreibungen entstehen?

Hinweis:

In der Diskussion kannst du viele intersektionale Themen ansprechen. Da dies unter Umständen sehr persönlich für einige Teilnehmende werden kann, sollte die Diskussion möglichst sensibel und bedacht angeleitet werden. Konflikte innerhalb der Gruppe sollten aufgefangen und nach Möglichkeit geklärt werden.

4. HOMOPHOBIE UND SEXISMUS

Mit Homophobie ist die Aversion oder Feindseligkeit gegen lesbische und schwule, bisexuelle und ->multi- oder ->pansexuelle Menschen gemeint. Gesellschaftlich wird ein vorurteilsbeladenes Bild von Lesben und Schwulen entworfen und Personen, die in dieses Bild passen (egal, ob sie lesbisch/schwul/bi- multi- oder pansexuell sind oder nur so wahrgenommen werden), sind Ungleichbehandlungen und Gewalt ausgesetzt.

Im Jahr 2006 wurde das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) vom Bundesrat verabschiedet. In diesem ist folgendes formuliert: „Ziel des Gesetzes ist, Benachteiligungen aus Gründen der „Rasse“³ oder wegen der „ethnischen“ Herkunft⁴, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität⁵ zu verhindern oder zu beseitigen.“ Doch wie sieht die Realität aus? Wie ist die Lebensrealität der Menschen, die in dem obigen Gesetz gemeint sind? Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz soll Menschen davor schützen, diskriminiert oder benachteiligt zu werden. Wie kann von der Allgemeinheit erwartet werden, dass sie nicht diskriminiert, wenn andere, viel ausschlaggebendere Gesetze Menschengruppen benachteiligen? Als Beispiel: Es gibt für gleichgeschlechtliche Paare noch keine gleichwertige Behandlung vor dem Gesetz. Sie können lediglich eine Lebenspartnerschaft eingehen, welche die gleichen Pflichten wie eine Ehe hat, aber nicht die gleichen Rechte.

Hier sind einige schwerwiegende Unterschiede zur Ehe:

- Die gemeinsame Adoption eines Kindes innerhalb einer eingetragenen Lebenspartnerschaft ist verboten. Die Stiefkindadoption ist jedoch erlaubt. Das heißt, dass leibliche Kinder des/der Partner_in adoptiert werden dürfen.
- Paare verschiedenen Geschlechts dürfen laut Fortpflanzungsmedizingesetz die Möglichkeit einer künstlichen Befruchtung in Anspruch nehmen, die von den Krankenkassen zu mindestens 50 % bezahlt werden. Gleichgeschlechtliche Partnerinnen können diese Möglichkeit bislang nicht nutzen, bzw. mussten selbst dafür bezahlen. Im Juni 2013 hat die AOK Baden-Württemberg erstmals Frauen in eingetragenen

Partnerschaften diese Leistung zuerkannt. Weitere Kassen werden folgen.

- Eingetragene Partner_innen hatten bislang keine steuerlichen Vorteile. Es wurde argumentiert, dass dieses Recht nur für die Ehe gilt, da innerhalb von Ehen Kinder gezeugt werden. Doch auch kinderlose Ehepaare genießen diesen Vorteil. Gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern sind mehrfach von diesem Gesetz betroffen. Erst im Juni 2013 stellte das Bundesverfassungsgericht endgültig klar, dass eingetragene Lebenspartnerschaften auch nicht vom Ehegattensplitting ausgenommen werden dürfen. Dies muss nun vom Gesetzgeber und von den Finanzämtern umgesetzt werden.

In unserer Welt gibt es keine Möglichkeit, Diskriminierungen zu entkommen. Diskriminierungen sind auch dann für einen Menschen präsent, wenn die diskriminierende Situation schon längst vorüber ist.

Das -> Coming Out von homo- und bisexuellen Menschen ist immer Thema, auch in der Öffentlichkeit. Doch weshalb muss immer vom Outing eines Menschen gesprochen werden? Natürlich sagen sich jetzt viele: „Ach, mit Homosexuellen habe ich kein Problem, die gehören zu uns wie alle anderen Menschen! Wir leben doch in einer demokratischen Gesellschaft, die können sich ruhig outen.“ Es ist leicht, Aussagen wie diese zu treffen, wenn man sich selbst keine Gedanken machen muss, wie es ist, sich in einer Gesellschaft zu bewegen, die Heterosexualität vorlebt und als Norm setzt. Homo- und Bisexualität werden nicht mitgedacht. Wie viele heterosexuelle Menschen müssen sich darüber Gedanken machen, dass sie heterosexuell sind und ob sie diese Heterosexualität an allen Orten ausleben können?

Warum ist es so schwer, die eigene sexuelle Orientierung offen zu leben? In sozialen und Bildungs-Einrichtungen wird das Thema „Homosexualität“ selten und wenn, dann eher als Sonderthema behandelt. Doch Homosexualität ist nichts Besonderes. Wieso auch? Es ist eine mögliche sexuelle Orientierung. Durch die Nicht-Behandlung des Themas fühlen sich einige homo-, aber auch bisexuelle Menschen dazu gezwungen, ein Art „Versteckspiel“

durchzuführen. Dies kann mehrere Gründe haben: Entweder haben manche Menschen Befürchtungen, sich zu „outen“, weil sie glauben, dass es zu Konflikten führen könnte oder sie outen sich nicht, weil sie keine Lust darauf haben, Berichterstattung über das eigene Begehren abzugeben.

Fragen wie die folgenden gehören zum Alltag homosexueller Menschen:

- Seit wann bist du homosexuell?
- Wann hast du es gemerkt?
- Wie fühlt sich das an?
- Wie gehen deine Eltern damit um?
- Was hattest du für eine Kindheit?
- Wie waren deine Eltern so?
- Hast du gar kein Interesse daran, mit dem anderen Geschlecht Sex zu haben?
- Hast du schlechte Erfahrungen mit dem anderen Männern/Frauen gemacht?

Diesen persönlichen Fragen sind heterosexuelle Menschen nicht ausgesetzt. Sie müssen keine Auskunft darüber geben, wann sie es „gemerkt“ haben, heterosexuell zu sein oder wie ihre Eltern damit umgehen. Diese Fragen homosexuellen Menschen zu stellen, ist diskriminierend. Die fragende Person wird sicher nicht die erste Person sein, die solche Fragen stellt und Antworten erwartet. Wir sollten uns Gedanken machen, weshalb wir so selten auf Homosexualität in unserer Arbeit eingehen, wieso wir Ängste oder Befürchtungen haben.

Wie einfach erscheint es uns als Pädagog_innen, über die Liebe zwischen Mann und Frau zu sprechen und andere Beziehungskonstellationen und Begehren auszublenden. Sexuelle Orientierungen sind kein Maßstab für eine gute Erziehung. Abgesehen davon hat Erziehung nichts mit sexueller Orientierung zu tun. Genauso kann die Gegenthese aufgestellt werden: Heterosexualität wird überall vermittelt: in sozialen Einrichtungen, im Elternhaus, im Fernsehen, in Kinderbüchern, in den Zeitungen usw. und dies hat homosexuelle Menschen nicht daran gehindert, homosexuell zu sein. Es kommt immer wieder vor, dass Erzieher_innen und Sozialarbeiter_innen in ihrer Arbeit Eltern begegnen, die homosexuell sind. Diese Eltern fallen auf. Wieso? Was bringen diese Eltern mit, dass sie mehr auffallen als andere Elternpaare? Ist es die Neugierde auf die irgendwie „anders“ wirkende Lebensrealität? Nicht nur, dass homosexuelle Menschen von unseren

Gesetzen diskriminiert werden, nicht erwähnt werden, als „anders“ wahrgenommen werden und so weiter. Sie sind meist außerdem mit mindestens einer weiteren Diskriminierungsform konfrontiert: dem Sexismus, der Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Geschlechts. Sexistische Sichtweisen unterteilen Menschen in Mann und Frau und unterstellen deutliche Unterschiede zwischen ihnen, die unterschiedlich gewertet werden.

Hier einige Punkte und Tipps, auf die du achten könntest, um weniger homophob und sexistisch zu erscheinen:

- Sexismus und Homophobie verschränken sich zum Teil miteinander, z. B. bei den ewigen Fragen nach Mann-Frau-Rollenverteilungen: „Wer ist bei euch der Mann und wer die Frau?“. Hier sollte berücksichtigt werden, dass es so etwas wie „klassische“ Rollenverteilungen zwar gibt, diese aber nicht auf alle Menschen zutreffen. Frauen sind nicht nur für die Erziehung und den Haushalt zuständig und Männer nicht nur für die finanzielle Absicherung von Familien. Nicht jede Frau schminkt sich und trägt eng anliegende Kleidung. Es gibt auch Männer, die gern Pflegeprodukte verwenden und körperbetonte Kleidung tragen.
- Das Stellen von persönlichen Fragen, nur weil bestimmte Menschen als „anders“ wahrgenommen werden: An dieser Stelle solltest du immer überlegen, was du mit dieser Information anfangen kannst: Ist die Antwort, die du bekommst, relevant für deine pädagogische Arbeit? Ist es eher eine Frage, die lediglich deine Neugierde stillt? Würdest du diese Fragen jedem Menschen stellen?
- Kinder und Jugendliche mit Zuschreibungen von typisch „weiblich“ und typisch „männlich“ schmücken: Hier geht es vor allem um Menschen, die nicht immer dem erwarteten Ausdruck von Geschlecht entsprechen. Wenn ein Junge gern mit Puppen spielt und ein Mädchen am liebsten Kampfspiele durchführt, ist das kein Hinweis auf die sexuelle Orientierung oder auf das weniger „Männlich“- bzw. „Weiblich“-Sein.
- Bitte achte darauf, dass du es immer mit Menschen zu tun haben könntest, die homo- oder bisexuell sind. Du könntest versuchen, in deiner pädagogischen Arbeit mehrere sexuelle Orientierungen zu benennen, um mehr Menschen anzusprechen und ihnen das Gefühl zu geben, dazu zu gehören.

Die Sprache, die wir in unserer Arbeit verwenden, kann

3 Wir distanzieren uns von dem Begriff »Rasse«, da es keine biologischen oder genetischen Unterschiede zwischen Menschen gibt, die es erlauben würden, sie in »rassentheoretische« Kategorien einzuordnen. Jedoch wird der Begriff in dem Original-Wortlaut des Gesetzestextes verwendet.

4 Aus ähnlichen Gründen wie bei dem Wort »Rasse« distanzieren wir uns von dem Begriff »ethnisch«, aber auch dieser wird in dem Gesetzestext verwendet.

5 An dieser Stelle werden zwei Dinge vermischt: Die sexuelle Orientierung (z. B. homosexuell) und die geschlechtliche Identität (z. B. weiblich, männlich, transident).

manipulierend sein. Sie ist Spiegel der Weltanschauung und Gesellschaftsbetrachtung, die wir haben. Wenn wir also in unserer Alltagssprache oder Arbeitssprache versuchen, eher geschlechtsneutral zu sprechen, wird das einen Einfluss auf unsere Mitmenschen haben. Es wird die Möglichkeit gegeben, mehr als nur ein oder zwei Geschlechter in Betracht zu ziehen.

Das alles kann gerade sehr abstrakt wirken. Daher möchten wir anhand eines Alltagsbeispiels aus der Kita oder Grundschule zu erklären, wie einfach bestimmte Dinge eingeführt werden können. Kinder stellen im Laufe des Tages viele Fragen, auch Fragen zu Liebesbeziehungen. Wir können daher so viele Liebeskonstellationen und Beziehungskonstellationen wie möglich präsentieren. Meistens wird leider ausschließlich von dem klassischen Bild einer Familie, nämlich Mutter-Vater-Kind, berichtet. Schauen wir uns unsere eigene Kita-Gruppe oder Schulklasse mal an, werden wir feststellen, dass nicht alle Kinder diesem Familienbild entsprechen. Sprechen wir also von Familien, können wir auch folgende Familien erwähnen, um so viele Lebensrealitäten der Kinder wie möglich mitzudenken: Patchwork-Familien, alleinerziehende Personen mit Kindern, Mehrgenerationen-Haushalte, Familien, die nicht zusammen leben oder wohnen (Scheidung, Trennung, Fernbeziehung, unterschiedliche Wohnungen), Pflegefamilien, -> Regenbogenfamilien, Wohnprojekte, Eltern oder Kinder mit Behinderungen, Personen über 45 Jahren mit Kindern, Familien mit Migrationsgeschichte, -> Schwarze/PoC-Familien, Großfamilien, nichteheliche Familien, Familien innerhalb von Wohngemeinschaften, -> polyamore Familien, Teenager-Eltern, Adoptionsfamilien, Wohngruppen, usw.

Unsere Aufgabe in der Miterziehung von Kindern und Jugendlichen sollte es sein, neue Themen so kreativ und in-

teressant wie möglich einzubringen. Wir sollten uns nicht nur mit Problemen und Defiziten aufhalten. Natürlich sollten wir keine politisch korrekten Anpassungskünstler_innen sein. Wir sollten Dinge ansprechen oder thematisieren, die wir selbst absurd oder problematisch finden. Daher ist es ganz wichtig, sich so viel Wissen wie möglich anzueignen und dieses Wissen einfallsreich weiterzuvermitteln. Demzufolge sind verstärkt Bemühungen darauf zu richten, den sozialarbeiterischen, pädagogischen Blick intensiver auf dieses Thema (Sexismus, Homophobie) zu lenken, um einen aktiven Einfluss auf politische Gegebenheiten zu haben. Schließlich besitzen wir ein enorm weites Spektrum an Handlungs- und Arbeitsfeldern und sind dazu angehalten, uns immer weiter zu entwickeln und gesamtgesellschaftliche Wandlungen, Problematiken und Strukturen zu erkennen und genau an diesen anzusetzen. Auch wenn es banal klingt, sollten wir Menschen so annehmen, wie sie nun einmal sind und ihnen das vermitteln, was allen Menschen zusteht.

Wir haben alle bestimmte Vorstellungen von Geschlecht, Identität, Herkunft, Familie, körperlicher Befähigung, Glauben, Alter, sexueller Orientierung, ->Normen und Werten. Wir sollten uns mit unseren eigenen Privilegien bzw. Nicht-Privilegien auseinandersetzen, uns dieser bewusst werden und mit diesen dann auch bewusst umgehen. Gerade in einer Gesellschaft, die von Ungleichheit geprägt ist.

Wir hoffen, mit unserer Broschüre einiges Wissen weitergeben zu können und euch anzuspornen, einige Sachen in eure pädagogische Arbeit zu integrieren. Daher findet ihr im Anschluss dieses Artikels eine Methode, die ihr durchführen könnt, um nicht nur heterosexuelle Menschen, sondern auch andere Lebensrealitäten einzubeziehen.⁶

⁶ Wir empfehlen auch „Das Familienspiel“ (ISBN 978-3-86892-034-5), das im Handel für 19,90€ erhältlich ist.

4.1 METHODE: FAMILIENBILDER – „DAS KAUF ICH DIR NICHT AB!“

Kurzbeschreibung

Diese Übung fördert die Wahrnehmung verschiedener Familienkonstellationen. Durch die geforderte Kreativität, die Überlegungen und die Herausforderung, eine kurze Geschichte zu erzählen, werden die vielfältige, auch subjektive Bedeutung und die große Dimension des Begriffs «Familie» deutlich.

Rahmenbedingungen

Zeit : 30 min

Gruppe : ab 5 Jahren; ab 4 Personen

Material

- A4-Bilder von verschiedenen Einzelpersonen, die unterschiedliche Merkmale aufweisen (Männer*, Frauen*, ->Trans* Menschen, -> PoC, ->Schwarze Menschen, Menschen mit Behinderung, dicke Menschen)
- A4-Bilder von verschiedenen Kindern (hierbei beachten: verschiedene Altersgruppen, nicht nur weiße Kinder, Kinder mit Behinderung)
- A4-Bilder von Familien (auch hier darauf achten, dass so viele verschiedene Familien wie möglich abgebildet werden)
- Magnete, Reißzwecken oder Klebestreifen, Tafel oder Flipchart

Ziele

- Wahrnehmung der Lebenssituationen unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen, insbesondere von unterschiedlichen Familien
- Abbau von Stereotypen durch eigene kreative Geschichten (Darsteller_innen auf den Bildern werden von den Teilnehmenden der Gruppe personalisiert)
- Reflexion der verschiedenen (Macht-)Stellungen von unterschiedlichen Familienkonstruktionen in unserer Gesellschaft
- Erkennen und Bewerten von Vorurteilen gegenüber Familien, die nicht der gesellschaftlichen ->Norm entsprechen

Vorbereitung

Es werden hierbei folgende Stapel an Bildern gebildet:

1. Stapel mit Bildern von Kindern
2. Stapel mit Bildern von verschiedenen Familien
3. Stapel mit Bildern von Männern, ->Männlichkeiten, Frauen, ->Weiblichkeiten, ->Trans*- Personen

Bei den Bildern sollte unbedingt darauf geachtet werden, keine Bilder von Menschen zu zeigen, die bestimmten Stereotypen entsprechen, sondern eher Bilder, die die gesellschaftliche Vielfalt aufzeigen, ohne weiter zu diskriminieren.

Hier kann im Vorfeld der Übung mit der Gruppe zusammen über die Familienkonstellationen innerhalb der Gruppe gesprochen werden. Welche Familienkonstruktionen kommen in unserer Gruppe vor? Welche Konstruktionen gibt es noch? Welche habt ihr von anderen Familien mitbekommen? Diese Ergebnisse können nach Belieben aufgelistet werden. Mit der Gruppe können gemeinsam auch vorher aus dem Internet Bilder ausgedruckt, Postkarten und Poster gesammelt, aus Zeitungen Bilder ausgeschnitten oder Bilder von zu Hause mitgebracht werden. Bei dem Prozess der Bildersuche können gleichzeitig Kinderbücher, Jugendbücher und Zeitungsartikel beleuchtet werden und es kann gemeinsam geschaut werden, welche Menschen wie abgebildet werden und welche selten bis gar nicht vorkommen.

Ablauf der Übung

Der Gruppe wird erklärt, dass bei dieser Übung die Gruppenleitung/ Spielleitung davon überzeugt werden muss, weshalb eine wahllos an die Tafel geklebte Konstellation von Menschen eine Familie ist. Die Gruppe wird dazu angehalten, Geschichten zu kreieren. Die Gruppe soll gemeinsam überlegen, wie sich die abgebildeten Personen kennengelernt haben, wo sie arbeiten, wie sie leben, was ihre Hobbies sind, wie sie zu einer Familie wurden etc.

Um das Spiel spannender und kreativer zu gestalten, ist die Gruppenleitung natürlich nicht sofort von der Geschichte überzeugt und beendet die Geschichte vorerst mit dem Satz: „Das kauf ich dir nicht ab.“ Je weiter sich die Geschichte vom Stereotyp einer Familie (Mutter, Vater, Kind) entfernt, desto eher wird die Geschichte von der Gruppenleitung „abgekauft“. Wichtig ist hierbei, dass darauf geachtet wird, Geschichten „abzukaufen“, die von einer Kernfamilie handeln, in der romantische Gefühle eine Rolle spielen. So viele Menschen es gibt, so viele Definitionen von Familien gibt es. Daher ist es wichtig, die Definition von Familie zu erweitern.

Abschluss

Nach der letzten gelegten Familie wird als Verabschiedung von der Gruppe ein Foto gemacht und als Grußkarte symbolisch an diese Familie gesendet.

Alternativ kann auch eine Grußkarte ohne Foto versendet werden. Es kann etwas gezeichnet, gemalt oder gebastelt werden. Möglich wäre es auch, Teile der erfundenen Geschichte mit einzubauen.

4.2 METHODE: SEXISMUS-ALIEN

Kurzbeschreibung:

Die Methode dient der Auseinandersetzung mit Rollenstereotypen, sie sensibilisiert für Gender und stellt einen direkten Zusammenhang zwischen Geschlechterklischees und Sexismus her.

Rahmenbedingungen

Zeit : 30 - 60 min

Gruppe : 12–20 Teilnehmende ab 12 Jahren

Material : Flipchart, Stifte, Plakate, Papier

Raum : Der Raum sollte genügend Platz bieten für einen Stuhlkreis und für die Arbeit von zwei getrennten Gruppen.

Ziele:

- Auseinandersetzung mit Geschlecht und Gender
- Reflektieren eigener Rollenstereotype
- Sensibilisierung für Sexismus
- Abbau verinnerlichter Stereotype
- Reflektieren gesellschaftlicher Normen und deren „Abweichungen“
- Wahrnehmung gesellschaftlicher Machtverhältnisse

Vorbereitung: Bereitstellung der Materialien für die Gruppenarbeit.

Ablauf der Übung:

Den Teilnehmenden wird berichtet, dass soeben ein Alien (Außerirdische_r) auf der Erde gelandet ist. Es hat seit längerer Zeit die Menschen beobachtet und sieht sich jetzt aufgrund seiner Nachforschungen gezwungen, persönlich nachzufragen. Es bestehen einige Unklarheiten in Bezug auf das sogenannte Geschlecht und die damit einhergehenden Probleme. Das Alien entstammt einer Spezies, die eine Trennung von „Mann“ und „Frau“ nicht kennt. Daher wird die Frage an die Gruppe gerichtet:

Was ist eigentlich eine „Frau“ und was ist eigentlich ein „Mann“?

(Je nach Gruppe kann „Mann/Frau“ auch durch „Junge/Mädchen“ ersetzt werden.)

Die Teilnehmenden sind aufgefordert, sich in zwei Gruppen aufzuteilen: eine Gruppe Mann, eine Gruppe Frau. Die Gruppen haben Zeit, sich mit der Frage auseinanderzusetzen und ihre Ergebnisse auf einem Plakat zu sammeln.

Je nach Konstellation der Gruppe werden gesammelt: körperliche Merkmale, Eigenschaften, Verhaltensweisen, Kleidung etc. Im Plenum werden die Ergebnisse der Gruppen präsentiert. Die Gruppenleitung sammelt diese auf Plakaten (Mann/Junge und Frau/Mädchen). Die aufgelisteten Kriterien für „Mann“ und „Frau“ werden jetzt im Plenum besprochen, unter folgenden Gesichtspunkten:

- Was sind Stereotype?
- Welche beschriebenen Eigenschaften stimmen oder stimmen nicht?
- Was verspricht gesellschaftliche Anerkennung, was gesellschaftlichen Ausschluss?

Beispiele:

Mann / Junge:

stark
ambitioniert
rational
handwerklich begabt
Testosteron
Penis
...

Frau / Mädchen:

schwach
emotional
pflegend
Östrogen
Vagina
...

Die Auswertung der Ergebnisse soll vorrangig aufzeigen, dass die meisten der Merkmale konstruiert sind. Je nach Zusammensetzung der Gruppe wird dies früher oder später deutlich. Wichtig sind auch körperliche Kriterien genau zu besprechen. Nicht selten kommen z. B. Aussagen wie „Frauen können Kinder bekommen“ – dies trifft nicht immer auf alle Frauen zu (Gebärfähigkeit oder Wechseljahre). Es sollen allgemeingültige Aussagen als faktisch falsch entschlüsselt werden. So können Männer und Frauen rational oder emotional sein. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass diese Zuschreibungen eine gesellschaftliche Wirkung in sich tragen. Die Zuschreibungen pflegend und emotional werden Frauen zugeschrieben und sogenannte Frauenberufe verlangen genau diese Eigenschaften. Gesellschaftlich sind diese Art von Arbeiten aber weniger angesehen (Erzieher_innen, Pflegeberufe etc.) und werden weniger entlohnt.

Es soll im weiteren Verlauf erkannt werden, dass alle Eigenschaften, die Frauen zugeschrieben werden, in der Gesellschaft oft weniger anerkannt oder negativ besetzt sind. Dies ist eine Möglichkeit, um auf den Themenbereich „Sexismus“ zu verweisen.

Abschluss:

Die Gruppe formuliert nach der Auswertung eine Antwort für das Alien und schreibt diese auf ein Plakat.

4.3 INTERVIEW MIT SIEBEN JUNGEN ->LSBT*!*

Ihr habt ja alle sehr unterschiedliche Hintergründe, einige von euch gehen zur Schule, andere sind in der Ausbildung oder studieren. Vielleicht könnt ihr etwas über euren Alltag erzählen. Was für Diskriminierungserfahrungen macht ihr und wie geht ihr damit um?

Lisa: Mir ist Sexismus extrem aufgefallen in der Schule. Vielleicht, weil ich sowieso für Genderthemen sensibilisiert war. Die anderen haben immer gesagt: „Ach, nimm das halt nicht so ernst.“ Ich wusste nicht direkt, was ich dagegen tun kann. Einmal habe ich den Lehrer nach dem Unterricht angesprochen, der meinte dann von sich aus, ohne dass ich das über ihn gesagt hätte: „Ich bin gar nicht frauenfeindlich, ich hab ja selbst ´ne Tochter und ´ne Frau.“ (Gelächter) Danach hat er dann aber auch keine blöden Sprüche mehr gemacht. Vorher hat er halt immer so nebenbei im Religionsunterricht gesagt: „Ach, die Frauen, die können das und dies nicht.“ Also nicht direkt diskriminiert, na ja, eigentlich schon.

Ja, doch, schon ziemlich direkt. Aber dann hast du ja schon was direkt dagegen getan.

Lisa: Manchmal habe ich mich so unwohl gefühlt, ich wäre am liebsten einfach gegangen. Da habe ich mir echt gewünscht, es würde so etwas geben wie einen Flyer mit „Sexismus in der Schule“ oder irgendwelche Sprüche. Eben so ein Flyer, den man anonym zuschicken kann. Wenn ich was sag, dann hab ich halt das Gefühl, die nehmen mich nicht ernst. Oder so: „Ah ja, die übertreibt wieder. Die ist Feministin.“

Hast du denn inzwischen damit einen Umgang gefunden?

Lisa: Seitdem ich in Berlin war und gesehen habe, dass an der Uni Genderkurse angeboten werden, war ich so froh. Das stärkt einen dann irgendwie wieder, dass man sagt, es ist richtig, dagegen was zu sagen. Man kann sich manchmal auch ganz schön Feinde machen, wenn man das nicht akzeptiert, auch wenn man ganz sachlich redet. Ich spreche das aber schon meistens an.

Es ist oft so egal welche Form von Diskriminierung thematisiert wird. Menschen wehren sich dagegen. Sie wollen nicht einsehen, dass sie gerade diskriminierendes Verhalten zeigen.

Lisa: Was ich schlimm finde, ist dann meistens, wenn sie sagen: „Ach, nimm das doch nicht so ernst.“ oder: „Das war doch nicht so gemeint.“ „Ach, du schon wieder.“

Habt ihr in der Schule oder Uni ähnliche Erfahrungen gemacht, vielleicht auf ein anderes Thema bezogen?

Marie: Ja, in der Schule schon, in der Uni jetzt nicht mehr. In der Schule war es schrecklich, ich habe 13 Jahre gelitten. Nicht nur, weil ich lesbisch bin, sondern weil ich Legasthenie habe. Das wurde erst in der 6. Klasse diagnostiziert. Das heißt, ich habe bis zur 6. Klasse weder geschrieben noch richtig gelesen. Also so Sachen, dass da ´ne Sensibilisierung der Lehrer darauf besteht, dass er das Kind sieht und den Menschen an sich und nicht sieht: „Ich hab ´ne 39-Schülerklasse und irgendwer fällt halt durch.“ Das finde ich persönlich nicht so gut, deswegen studiere ich auch auf Lehramt, was ich grad mache, um Lehrerin zu werden und gerade da die Punkte zu setzen.

Und natürlich hatten wir in der Oberstufe, gerade Physik, so Lehrer, die so Sachen gesagt haben wie: „Ja, alle Mädchen ans Fenster, damit sie besser denken können, dass das Licht durchscheinen kann.“ Der Lehrer hat danach nie wieder sowas gesagt, weil ich danach mit ihm geredet hab'. Weil ich gesagt hab', das geht nicht, dass er so was sagt. Ich hatte mal was nicht verstanden gehabt und er hat gesagt: „Sie müssen das nicht verstehen, Sie sind ein Mädchen.“ Dann hab ich mir gesagt, okay, hab nichts mehr in dem Unterricht gemacht, ich musste es ja nicht verstehen. Ich hab dann bei der Abschlussarbeit ausversehen ´ne 2 geschrieben. Was ich eigentlich nicht vorhatte, es ist dann einfach so passiert. Und dann bin ich zu ihm hingegangen und hab' ihn gefragt, wie das passieren konnte, weil ich es ja eigentlich nicht verstehen kann und er meinte: „Naja, Sie sind ja kein richtiges Mädchen.“

Bezogen auf deine Sexualität?

Marie: Ja, bezogen auf meine Sexualität und wie ich rumgelaufen bin. Dann hab' ich ihn angezeigt. Das haben ja alle mitgehört, was er gesagt hat. Dann ist er geflogen von der Schule. Und hat sein Lehrerramt niedergelegt. So was sehe ich nicht ein, dass das durchkommt.

Klingt nach einem großen Erfolgserlebnis. (Gelächter)

Marie: Ja klar, es ist ja über Jahre hin, dass er sowas sagt. Und das ist immer wieder an die Schule herangetragen worden, dass da doch was passieren soll. Da musste sich einfach nur mal jemand trauen und aufstehen und sagen, jetzt ist Ende der Fahnenstange.

Hast du mit dem Mobbing in Bezug auf deine Legasthenie einen Umgang gefunden?

Marie: Ich war eineinhalb Jahre auf ´ner normalen staatlichen Schule. Und hab dort ziemlich viel miterlebt, auch mit Mobbing. Ich hab Narben auf dem Rücken von Zigaretten der Schüler und so'n Zeugs. Und dann hat die eine Lehrerin gesagt, dass ich am Ende der 2. Klasse auf

´ne Sonderschule muss, weil es klar ist, dass ich nicht lerne. Meine Eltern meinten, dass sie nicht glauben, dass ich dumm bin und haben mich auf die Waldorfschule geschickt. Dort waren zum Glück die Lehrer auf meiner Seite und haben mich unterstützt. Die haben mir Zeit gegeben. Ich wünsche mir nur, sie wären früher auf die Idee gekommen, mich zu einem Legasthenie-Test zu schicken. Aber wenn man so anders ist, Legasthenie hat, lesbisch ist und wie ich, auch noch Spaß an ausgefallenen Aktivitäten hat, wie in der Oper mitspielen, ist man nicht gerade der beste Freund aller. Also hab ich einfach die Schulzeit durchgehalten und mir geschworen, Lehrerin zu werden und das zu ändern.

Deine Strategie ist also früher eher gewesen, Zähne zusammenzubeißen und später etwas zu verändern?

Marie: Ja klar, wie soll sich denn sonst was ändern? Ich kann ja nicht von außen an eine Schule rangehen und denen sagen, das und das muss verändert werden. Sondern ich muss das ja aus dem Alltag heraus sagen.

Das versuchen wir ja durch unser Projekt zu erreichen. Wir arbeiten mit den Lehrkräften zusammen und bringen ihnen diese Thematiken näher. Genau wie du sagst, wenn man da drin ist, als Schüler_in das zu thematisieren, ist etwas ganz anderes, als als Lehrkraft oder jemand „Erwachsenes“ zu tun. Du wirst ja ganz anders ernst genommen.

Marie: Ich will auch offen lesbisch da rein gehen. Ich versteck mich nicht. Ich mache viel Kinder- und Jugendarbeit und da habe ich auch die Erfahrung gemacht, wenn ich zum Beispiel Kinderferien mache, dass ich mich mit den Kindern am zweiten, dritten, vierten Abend mal hinsetze und denen sage: „Ich bin lesbisch und hab ´ne Freundin.“ Dann muss ich mir nicht die ganze Zeit anhören: „Hast du ´nen Freund? Willst du ´nen Freund?“ Das ist dann ein Abend, die dürfen Fragen stellen und dann war's das. Ich hab nie Probleme mit denen gehabt. Das ist für die so normal.

Natürlich hatte ich am Anfang auch Schiss. Aber dann sitzt du da zwischen 8- bis 10-Jährigen, die dich fragen: „Hast du ´nen Freund?“ – „Nein.“ „Willst du ´nen Freund?“ – „Nein.“ „Willst du Kinder?“ – „Ja.“ Und dann sagen so zwei 8-jährige Mädels: „Ja, es gibt nämlich dann auch noch Frauen mit Frauen und die kriegen zusammen Kinder und die nennt man dann Lesben.“ (Gelächter)

Und ich dachte mir, ja, genau so. Einfach mit ´ner Offenheit und Ehrlichkeit an die Sachen herangehen. Einfach zeigen, man ist ein Mensch, der isst und trinkt, man geht auf Toilette.

Hattest du diese Offenheit auch schon während deiner Schulzeit?

Marie: Ja, aber die haben das damals erst mal nicht ernst genommen. Neulich hatten wir Klassentreffen und da wurde ich gefragt: „Wie? Du bist immer noch lesbisch?“ (Gelächter)

Wie war es bei den anderen?

Dörte: Ich bin dieses Jahr mit der Schule fertig geworden und fang jetzt ein FSJ im Krankenhaus an. Und bei uns ist es immer so gewesen, schwul als Synonym für scheiße oder für doof. Ich hab mich bei der einen geoutet und sie hat aber trotzdem schwul weiterhin als Synonym benutzt. Ich hab sie dann öfter auch darauf angesprochen: „Das geht nicht. Ich finde nicht, dass eine Sexualität für irgendetwas stehen sollte, was du doof findest.“ Sie ist jetzt auch etwas sensibilisiert dafür. Ihr Freund und ihr Bruder haben das auch so gesagt, mittlerweile haut sie die auch an und sagt: „Ich finde das nicht cool, wenn du das sagst.“ Ich fand's gut zu sehen, dass wenn man Leute darauf anspricht, dass sie dann auch aufmerksamer werden.

Deine Strategie war es also immer, den Menschen, denen du nah bist, zu sagen, was du darüber denkst?

Dörte: Ja genau, also zumindest die Leute mal zur Seite zu nehmen und ihnen sagen, dass es auch anders geht. Also mit den Leuten selbst zu reden. Vielleicht hatte ich nicht immer positive Erlebnisse beim ersten Versuch, aber wenn man sie öfter drauf aufmerksam macht, dann schon.

In welcher Klasse seid ihr?

Isa: Ich mache jetzt ´ne Ausbildung. Ich war in Charlottenburg auf der Schule, da war sowohl die Schülerschaft als auch die Lehrerschaft recht konservativ. Da war ein Erdkundelehrer, der hat die ganze Zeit Blondinenwitze gerissen und die auch noch ernst gemeint. Wenn man ihn drauf angesprochen hat – es haben ihn auch Jungs drauf angesprochen – hat er gesagt: „Das sind doch bloß Witze, macht doch Spaß.“ Dann haben wir irgendwann mal mit ´ner Freundin uns zu ihm gepackt und mit ihm einen Deal gemacht. Sein Unterricht war total chaotisch und wir haben gesagt, dass wir vernünftiger den Unterricht führen, wenn er das sein lässt, wenn er sich auch vernünftiger benimmt. Und das hat dann auch geklappt. Der Unterricht ist dann viel angenehmer geworden.

Ich hatte viel zu viel Angst mich in der Schule zu outen. Es gab Gerüchte darüber, dass einige Lehrer schwul oder lesbisch sind, und es wurde den ganzen Tag nur über sie geredet. Es war nicht so, als hätten sie nicht die Bildung.

Es waren teilweise Diplomatenfamilien. Ich hatte aber auch nicht das Wissen, was ich dagegen hätte machen können. Die Lehrer hatten auch nicht die Kraft, sich zu wehren. Eine Lehrerin ist einfach aus dem Raum gerannt. Die anderen Lehrer haben nur gesagt: „Da können wir nichts machen.“ Ich fänd es extrem super, wenn es sowas geben würde, dass die sehen, was es alles gibt und dass man schon was dagegen tun kann und sollte.

Hättest du dir damals gewünscht, dass jemand von außen kommt?

Isa: Ja, und vor allem, dass die Lehrerschaft nicht sagt, das ist halt so, da können wir jetzt nichts machen, sondern dass sie tatsächlich einschreiten. Oder die beliebtesten Schüler sich dagegen positionieren. Bei den Methodentagen könnte sowas auch mal besprochen werden.

Was ist euch eingefallen bei dem, was ihr gerade gehört habt?

Leander: Ich bin auch gerade aus der Schule raus. Klar, das mit ‚schwul‘ als Schimpfwort kenne ich auch sehr gut. Ich hatte mit meiner Schule eigentlich relativ viel Glück. Ich war auch auf einer Waldorfschule und zumindest meine Klasse und mein Umfeld war doch sehr tolerant, hat aber natürlich dieses gängige Schimpfwort benutzt. Mein Eurythmielehrer war offen schwul. Ist damit sehr gut umgegangen. In der Gegenwart von ihm wurde das Schimpfwort nicht benutzt, aber sobald er aus dem Raum war, sofort wieder. Später ist es mir, als ich angefangen habe, mich mehr mit Sexualität und Nichthetero zu beschäftigen, dabei ganz schön aufgestoßen.

Ich hab mich nicht ganz freiwillig geoutet, aber es kam zum Glück recht gut an. Und hab dann auch selbst versucht, da ein bisschen gegen zu arbeiten. Also zu sagen: „Was heißt überhaupt schwul?“ Einfach meine Mitschüler gefragt, was versteht ihr unter ‚schwul‘? Wie kommt ihr denn auf die Assoziation, dass schwul was mit Scheiße zu tun hat? Das hat in meiner Klasse zumindest ein bisschen geholfen. Sie sind auch etwas sensibler geworden. Ich hab dann noch viele Referate, beziehungsweise eine Jahresarbeit zu dem Thema ‚Sexualität‘ gemacht. Was dann auch in der ganzen Schule gut ankam.

Hast du Unterstützung erfahren? Haben sich andere mit dir solidarisiert?

Leander: Von meiner Klasse nicht. Da war ich eh immer sehr viel der Außenseiter. Aber von meinem schwulen Lehrer sehr. Der hat mich auch schon sehr als Kumpel angesehen. Er war auch mein Mentor. Und von den anderen Lehrkräften war's so lala. Die fanden das schon okay. Später dann, als ich mich als ->Trans* geoutet habe, waren

sie alle schreiend begeistert, dass ich so mutig bin und das mache. Aber sie haben das Thema nie angesprochen oder in den Unterricht mit reingetragen. Es war eher auf meine Person gerichtet.

Hättest du dir gewünscht, dass es im Unterricht thematisiert wird?

Leander: Klar! Ich hab bis zu dem Zeitpunkt, wo ich mich das erste Mal in 'ne Frau verliebt habe, gar nicht auf dem Schirm gehabt, dass es sowas geben kann. Das war in der 10. Klasse. Es wurde nie vorher angesprochen. Weder im Elternhaus noch in meiner Schule. Ich arbeite selbst jetzt ehrenamtlich bei einem Aufklärungsprojekt mit und bekomme halt mit, dass das Thema gerne übergangen wird, selbst wenn's im Lehrplan steht. Da würde ich mir wünschen, dass man früher damit anfängt und das auch als normal betitelt.

Hast du von deinen Mitschüler_innen 'ne Reaktion bekommen als du dich als Trans* geoutet hast?

Leander: Es war meinen Mitschülern schon so'n bisschen bekannter. Ich hab immer mal wieder mal was durchsickern lassen. Irgendwann hab ich ein bestimmtes Datum gesetzt, wo ich mich wirklich nochmal vor die versammelte Klasse gestellt hab, auch mit den Lehrkräften, und hab dann einfach gesagt: „So isses. Ich will, dass ihr den Namen benutzt und das männliche Pronomen.“ Es kamen schon noch mal Fragen. Auch, dass das mutig ist und auch ein Stück weit Anerkennung. Von den Jungs weniger als von den Mädchen.

Für dich war deine Strategie, immer offen zu sein?

Leander: Ja, ich könnte damit auch nicht umgehen, das zu verheimlichen, weil das generell zu meiner Identität gehört. Entweder man kommt damit klar oder nicht. Wenn sich jemand mit mir anfreunden möchte, dann sollte er meine Identität auch kennen.

Bist du noch in der Schule?

Mary: Ja, ich bin in der 10.

Wirst du in der Schule so akzeptiert, wie du bist?

Mary: Bis vor einer Woche sah ich noch anders aus. Ich bin erst neu auf die Schule gekommen, letzten Sommer. Da habe ich viel Wert darauf gelegt, dass ich übelst aussehe wie ein Mädchen. Damit ich nicht wieder gemobbt werde. Weil während der 7. bis 9. Klasse wurde ich halt immer gemobbt, deswegen bin ich auch nicht zur Schule gegangen und bin dadurch sitzengeblieben. Dann hab ich mir gesagt, okay, ich hab da kein Bock mehr drauf, hab mir die Haare wachsen lassen, alles Mögliche gemacht, damit

ich aussehe wie ein Mädchen. Jetzt bin ich aber schon ein halbes Jahr auf dieser Schule und die Leute mögen mich auch und dann dachte ich mir, scheiß drauf, wenn die mich wirklich mögen, dann mögen die mich auch so. Dann hab ich das einfach so durchgezogen. Die sind eigentlich relativ gut damit umgegangen. Die Jungs finden das ganz witzig, die Mädchen fragen schon: „Bist du lesbisch oder so?“ Denn sag ich immer so, nein, weil, das ist ja nicht gelogen. Weil ich bin ja bi und so. Wenn sie mich dann fragen, ob ich bi bin, dann sag ich auch offen und ehrlich ja. Es gibt Mädchen in der Klasse, die finden das gut, weil sie gehört haben, es soll mit Frauen besser sein. (Gelächter)

Wie ist bei euch das allgemeine Klima an der Schule? Und ‚schwul‘ als Schimpfwort?

Mary: Das ist bei mir in der Klasse auch ganz krass so. Aber ich bin zu meinem Lehrer gegangen und meinte so: „Das nervt mich extrem, dass Sie daneben sitzen und einfach nichts sagen, einfach das nur überhören wollen.“ Daraufhin hat er dann auch vor der ganzen Klasse 'ne Ansage gemacht. Jetzt ist es eigentlich relativ wenig geworden. Jetzt fällt immer das Wort ‚Hundesohn‘. (Gelächter)

Wie war das für dich zwischen der 7. und 9. Klasse?

Mary: Am Anfang waren es nur Beleidigungen, aber irgendwann haben sie gemerkt, dass ich mich darüber nicht mehr ärgere und dann haben sie angefangen, sich gegen die Tür zu schmeißen, damit sie auf mich fällt, mich mit Geld abzuwerfen: „Hier, kauf dir mal neue Klamotten.“ Oder Essen zugeschmissen auf der Pause. Wo die Lehrer auch nicht wirklich was gemacht haben.

Und das lag daran, dass du dich nicht so gekleidet hast, wie die sich das vorgestellt haben?

Mary: Ja, also weil ich so aussah wie ein Junge und auch nicht so Nikeschuhe, Adidaschase.

Was hättest du dir gewünscht?

Mary: Manchmal denke ich so zurück und denke, dass es leichter gewesen wäre, nicht so bi zu sein. Einfach normal.

Aber das Problem war ja nicht deins, sondern das der anderen. Gab es mal 'ne Thematisierung durch die Lehrkräfte von Homosexualität oder Klamotten? Ich meine, oft ist das ja auch 'ne Frage des Geldes, wer sich was kaufen kann und die Lehrkräfte sollten über unterschiedliche Chancen sprechen.

Mary: Nee, eigentlich gar nicht so. Meine damalige Klassenlehrerin hat, wenn ich gesagt habe, die ärgern mich, die mal kurz zur Seite genommen und hat gesagt, ich

möchte, dass du dich entschuldigst, und damit war das Thema gegessen. Deshalb bin ich dann irgendwann auch nicht mehr zu Lehrern gegangen.

Und was machst du gerade?

Sophie: Das ist mein letztes Schuljahr, ich mach jetzt Abi. Ich bin nicht geoutet. Ich war ein Jahr nicht in der Schule, weil ich krank war und hab im letzten Jahr neue Freunde gefunden und denke immer, wenn ich das jetzt sage, dann verliere ich die vielleicht wieder. Man hat schon immer Angst. Was ich echt schlimm finde, ist, dass das Thema totgeschwiegen wird. Wir hatten Sexualekunde, aber das Thema wurde nie erwähnt, so dass die Leute das einfach ignorieren.

Würde es dir leichter fallen, offen mit deiner eigenen Sexualität umzugehen, Würde es dir leichter fallen offen mit deiner eigenen Sexualität umzugehen, wenn die Leute mehr darüber wüssten?

Sophie: Ja, ich denke schon.

Lisa: Mir ist noch was eingefallen. Es gibt so eine Aktion gegen Mobbing. Da kann sich hin wenden, wenn niemand sonst einen unterstützt und die wenden sich dann an die Schule. Es wär voll cool, wenn es so was gegen Homophobie und Sexismus geben würde.

Für mich war es während der Schulzeit total schwierig an Informationen ranzukommen. Es wäre gut, wenn es publik wäre wohin man sich wenden kann, wenn man in solchen Situationen ist.

Sophie: Das war bei mir auch so, als ich mich das erste Mal in 'ne Frau verliebt habe, hab ich das gar nicht registriert, weil ich gar nicht daran gedacht habe, dass es so was gibt. Ich habe Jahre gebraucht, das Verliebtsein mit Lesbisch sein zu verknüpfen. Ich bin halt immer davon ausgegangen hetero zu sein.

Isa: Ich fänds auch sehr hilfreich, wenn es dort, wo es an den Schulen Broschüren „Was kann man nach dem Abi machen?“ gibt, es auch Broschüren geben würde, die einem sagen, wohin man sich wenden kann. Man ist ja teilweise in der Phase, wo man nicht weiß, was das bedeutet. Es gibt an jeder Schule ja auch eine Vertrauensperson. Es wäre gut, diese Person mehr in den Vordergrund zu stellen und der die wichtigen Informationen zu geben. An meiner Schule gab es solche Leute, aber die kannten sich eigentlich gar nicht aus. Die haben Antimobbingtraining gemacht, waren aber nicht weit gefächert informiert.

Das klingt sehr gut. Mehr Vertrauenslehrer_innen zu ‚i-PÄD‘!

Vielen Dank für eure Offenheit und das Gespräch.

5. TRANSPHOBIE / INTERPHOBIE

„Denke ich an einen meiner Schultage zurück, hat es schon morgens mit dem Aufstehen begonnen: Meine Mutter hatte mir die geblümte Leggings oder den bunten Rock auf den Stuhl gelegt, dann wurden mir die langen Haare geflochten. In der Schule waren die Mädchen besser in Diktaten, während mir schon ziemlich früh gesteckt wurde, ich sollte das doch einfach mit der Mathematik lassen. Die Jungs rauften sich auf dem Schulhof - dass das die Mädchen auch machten, wurde nicht wahrgenommen. Es war schon immer ziemlich klar, wie Mädchen und Jungen zu sein haben und vor allem, dass sich ein jedes Kind in dem Geschlecht wohl fühlt, was es bei der Geburt zugeschrieben bekommen hat.“

(Bericht einer Projektmitarbeiter_in von i-PÄD)

Das klingt vielleicht erst mal merkwürdig, aber so funktioniert das tatsächlich: Schon in der 13.-16. Schwangerschaftswoche untersuchen Ärzt_innen das Kind noch in der Fruchtblase, um herauszufinden, welches Geschlecht es haben wird (dabei handelt es sich natürlich nur um die Untersuchung äußerer Geschlechtsmerkmale). Und für viele Eltern beginnt dann die Planungsphase. Kinderzimmer werden in Farben angestrichen, die sie mit dem Geschlecht des Kindes in Verbindung bringen, wie zum Beispiel ein rosanes oder pastellgelbes Zimmer für ihre Tochter. Geschlechtsspezifische Kinderkleidung wird gekauft. Namen ausgesucht, von denen man direkt verstehen kann, ob das Kind ein Junge oder ein Mädchen ist. Dann wird das Kind geboren. Manchmal fällt es leicht zu bestimmen, ob das Kind als Junge oder Mädchen registriert werden soll. Das ist aber nicht immer der Fall. Manchmal haben Menschen äußere oder innere Geschlechtsmerkmale, die nicht in die Aufteilung Mann ODER Frau passen. Diese Menschen werden oft als Intersex⁷ bezeichnet, oder, um sich auf eine Selbstbezeichnung zu beziehen, auch einfach Inter*. In unserer Gesellschaft ist aber alles nach Geschlechtern aufgeteilt, in öffentlichen und privaten Einrichtungen gibt es Mädchen- und Jungenumkleiden, Mädchen- und Jungentoiletten. Das Namensrecht schreibt vor, dass der Vorname entweder eindeutig männlich oder weiblich sein muss.

Es ist unmöglich die Eintragung des Geschlechts im Pass als neutral oder männlich und weiblich zu wählen. Im November 2013 wird ein Gesetz in Kraft treten, dass es Eltern von Intersex-Kindern bei der Geburt ermöglicht, den Geschlechtseintrag offen zu lassen. Da diese Option aber ausschließlich Intermenschen offen steht, führt ein solcher Geschlechtseintrag zum Zwangsouting und ist somit wiederum fragwürdig. Um der Gefahr des Zwangsoutings und der Stigmatisierung ihres Kindes zu entge-

⁷ Der oft verwendete Begriff *Intersexualität* ist einer, den wir vermeiden zu benutzen, weil er verwirrend ist. Es handelt sich nicht um eine Sexualität, sondern um Geschlechtsmerkmale. Außerdem ist der Begriff sehr negativ behaftet. Er kommt aus der Medizin/Psychiatrie und wird nach dem ICD-10 (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems) immer noch genutzt, um Menschen als krank zu bezeichnen, die nicht in das Zweigeschlechtersystem (Mann ODER Frau) passen.

hen, kann es sein, dass Eltern weiterhin wie in der Vergangenheit ein Geschlecht für ihr Kind wählen. Oft entscheiden die Ärzt_innen, welches Geschlecht sich operativ am einfachsten herstellen ließ und legten es den Eltern nahe, die Kinder operieren zu lassen – nicht, weil es wichtig für deren körperliche Gesundheit ist, sondern weil die Gesellschaft einen großen Druck ausübt und Menschen ohne eindeutiges Geschlecht viele Probleme erleiden können. Dass die späteren Erwachsenen oft ihr Leben lang unter diesen Operationen leiden, ist weniger wichtig.

Aber selbst, wenn ein Kind mit eindeutigen Geschlechtsmerkmalen geboren wird, also die Einteilung in männlich oder weiblich vorgenommen werden kann, muss das nicht unbedingt heißen, dass sich das Kind im Verlauf seines Lebens damit wohl fühlt. Dafür kann es verschiedene Gründe geben. Zum Beispiel gibt es Mädchen, die gerne auf Bäume klettern, sich prügeln, Fußball spielen und Mathe gerne mögen. Aber ihnen wird immer wieder gesagt, dass sie doch Mädchen sind und deswegen eher mit Puppen spielen sollen, ruhig am Tisch sitzen und malen sollen und dass Sprachen doch eher ihre Stärke in der Schule sein sollten. Diese Mädchen haben nicht mit ihrem Geschlecht ein Problem, sondern mit den Rollen, die ihnen aufgezwängt werden, also mit der Vorstellung, wie ein Mädchen sich verhalten soll. Oft sind Mädchen, die „Jungensachen“ mögen, den Menschen in ihrer Umgebung nicht „weiblich“ genug.

Es kann auch sein, dass ein Kind bei der Geburt einen Eintrag als weiblich bekommen hat und dann auch als Mädchen erzogen wird. Aber es merkt irgendwann, dass es sich gar nicht wie ein Mädchen fühlt und viel lieber ein Junge wäre. Es kann sein, dass dieses Kind eine Transidentität⁸ hat. Für transidente Menschen ist es oft schwer einzufordern, so wahrgenommen zu werden, wie sie sich selbst identifizieren. Sagt zum Beispiel dieses Kind eines

⁸ Auch hier gibt es wieder einen Begriff, der aus den oben genannten Gründen nicht von uns verwendet wird und zwar der Begriff *Transsexualität*. Es gibt transidente Menschen, die den Begriff Transsexualität als Selbstbezeichnung für sich wählen, was wir selbstverständlich respektieren und immer auch erwähnen.

Tages seinen Eltern, dass es das Pronomen er anstatt sie will und vielleicht einen als männlich verstandenen Namen wählt, zum Beispiel Paul anstatt Pauline, dann kann es gut sein, dass die Eltern sich über den Willen des Kindes hinwegsetzen. In der Regel reagiert die Umwelt nicht besonders verständnisvoll auf Menschen, deren Geschlechtsidentität eine andere ist, als die, die von außen wahrgenommen wird. So ist es für eine transidente Person möglicherweise schwierig zu entscheiden, welche Toilette sie benutzen soll - sie wird z. B. als Frau wahrgenommen, identifiziert sich aber nicht so. Soll ich etwa in die Frauentoilette gehen, weil andere mich so sehen, oder in die Männertoilette, wo ich mich eigentlich eher zugehörig fühle, aber immer als Eindringling wahrgenommen werde? Solche Fragen können sich schon im Kindesalter stellen - immerhin sind schon da viele Räume getrennt für Mädchen und Jungen. Außerdem werden, wie schon vorher erwähnt, Erwartungen an das Verhalten der Kinder gestellt. Es kann vorkommen, dass sich ein Kind als Junge identifiziert, und gegen seinen Willen Kleider tragen soll, weil es von anderen als Mädchen gesehen wird. Oder aber, dass ein Kind sich als Junge identifiziert

und Kleider mag, obwohl es weiß, dass das eher Mädchen zugeschrieben wird. Will es als Junge anerkannt werden, muss es sich wahrscheinlich den Vorstellungen der Menschen in seiner Umgebung beugen, ob es seinen eigenen Wünschen und Vorstellungen entspricht oder nicht.

Einige Menschen identifizieren sich weder als Mann noch als Frau oder als beides oder manchmal als Mann und manchmal als Frau. Aber auch dafür gibt es wenig Räume. Eigentlich müssten wir jedes Mal eine Person, die wir neu kennenlernen, danach fragen, mit welchem Pronomen sie in Verbindung gebracht werden will (er/sie/es/keines/mehrere...) und einige Menschen wünschen sich, dass man sie immer wieder fragt, wie sie sich gerade fühlen. Dies scheint sehr verwirrend für Menschen, die immer schon davon ausgegangen sind, dass es nur zwei Geschlechter gibt und diese sich auch nicht verändern. Würde es nicht so viele Zwänge geben, die uns ständig in diese zwei Geschlechter verweisen, könnte es sein, dass mehr Menschen sich Zeit nehmen würden, ihr eigenes Geschlecht zu erspüren und es vielleicht öfter mal wechseln würden.

GESCHLECHTSIDENTITÄT ODER WAS IST GESCHLECHT?

„biologisches“ Geschlecht

soziales Geschlecht

psychisches Geschlecht

sexuelle Orientierung

Im Zusammenhang mit Geschlechtsidentität steht die sexuelle Orientierung trotzdem. Die Art der Beziehung, die Menschen eingehen, kann einen Einfluss darauf haben, welche Geschlechterrollen sie einnehmen, welches Verhalten sie wählen und wie ihr Geschlechtsgefühl ist. So wird z.B. von lesbischen Frauen eher erwartet, dass sie handwerklich geschickt sind oder Fußball spielen, als dass es bei heterosexuellen Frauen der Fall ist. Auch die Medien sind voll von Geschlechterbildern, die darauf ausgerichtet sind, dass Frauen Männern gefallen und umgekehrt. Also geht es dort nicht nur darum, wie eine Frau zu sein hat, um als Frau wahrgenommen zu werden, sondern wie sich eine Frau zu verhalten hat, um als attraktive heterosexuelle Frau wahrgenommen zu werden. Menschen können sich als Mann oder Frau fühlen, als beides, gar nichts, manchmal dies, manchmal das, was ganz anderes....

5.1 INTERVIEW MIT ALICE STEIN

Ein wenig über dich...

Ich arbeitete als Theater- und Sozialpädagogin, als freie Trainerin und Bildungsreferentin vorwiegend zu machtkritischer Bildung und machtkritischer Bildungsarbeit. Ich bin angestellt bei *Queer Leben* und arbeite mit Jugendlichen, die transident sind.

Wie begegnet dir Transphobie in der Arbeit?

Sie begegnet mir permanent in der Arbeit, da ich ausschließlich mit ->Trans*Jugendlichen zusammenarbeite. Das passiert auf verschiedenen Ebenen. Zum einen auf strukturell-institutioneller Ebene in der Auseinandersetzung mit Ämtern, mit Ärzt_innen, mit Schulen. Dort bringt die Arbeit mit Trans*Jugendlichen immer eine Auseinandersetzung mit Transphobie in den Institutionen mit sich. Dann gibt es die Ebene des sozialen Umfeldes, der Familie - Eltern, Geschwister, Großeltern -, wo Jugendliche ebenfalls ganz viel mit Transphobie konfrontiert werden. Es gibt Eltern, die einen guten Umgang damit haben, die das akzeptieren können, dass ihr Kind da einen anderen Weg geht, als sie sich das vorstellen. Aber es gibt auch häufig Familien, in denen das ganz, ganz schwierig ist, die das nicht akzeptieren und nicht annehmen können und die versuchen, das Kind therapieren zu lassen oder es dazu zwingen, in dem Geschlecht zu leben, dass sie ihm zugeordnet haben. Damit müssen wir in der Arbeit dann umgehen.

Kannst du einige Beispiele auf struktureller Ebene nennen?

Ein Beispiel sind Schulen. Alle Jugendlichen, die ich betreue, haben eine relativ lange Phase der Schuldistanz. Sie schaffen es nicht, als Trans*Jugendliche in einem Schulklima zu überleben, in dem mit dem Thema nicht umgegangen wird. Im Prinzip wird von ihnen dort sehr normativ verlangt, sich eindeutig zu zeigen und zwar eindeutig in dem Geschlecht, was ihnen zugewiesen wurde. Es gibt wenig Flexibilität, mit Jugendlichen umzugehen, die für sich ein anderes Geschlecht wählen. Die Jugendlichen machen oft Mobbing Erfahrungen. Es gibt Lehrkräfte, die Jugendliche zwingen, sich mit dem zugewiesenen Namen vorzustellen oder in einer bestimmten Gruppe am Sportunterricht teilzunehmen, in der sie nicht teilnehmen wollen. Es geht dann also darum, für die Jugendlichen einen Wiedereinstieg in die Schule zu finden, bei dem es ihnen ermöglicht wird, ohne Zwangouting in dem Geschlecht, in dem sie sich wohl und zu Hause fühlen, in der Schule anzukommen und mit dem Namen, den sie für sich wählen, und mit dem, wie sie sich präsentieren und darstellen, angenommen zu werden.

Wie begegnet dir das Thema außerhalb der Arbeit?

Es begegnet mir einmal in meiner eigenen Auseinandersetzung mit dem Thema als -> cis-Frau, also ob ich dazu jetzt lese, mich selbst hinterfrage, mich reflektieren muss. Das gehört einfach dazu, um qualitativ gut arbeiten zu können. Dann über den Freundeskreis oder Bekannte, mit denen ich zu tun habe. Es begegnet mir nicht permanent und dauernd außerhalb der Arbeit, aber es ist da.

Welche Hindernisse gibt es, wenn es dir in der Arbeit begegnet?

Ich finde, dass es immer wieder bzw. grundsätzlich schwierig ist, eine Idee von Pädagogik zu haben, in der ich möglichst wenig direktiv, sondern mehr assistierend bin. Mir wurde in meiner Ausbildung oder in meinem „Pädagogin-Werden“ ein Verständnis von Erziehung und Pädagogik vermittelt, das relativ normvorgabend ist. Ich merke, dass ich darauf immer wieder achten muss. Ich verstehe die Arbeit mit den Jugendlichen weniger pädagogisch-erzieherisch als vielmehr begleitend-assistierend. Ich möchte möglichst wenig reglementieren und dabei komme ich immer wieder an Grenzen, wenn ich mir überlege, wie ich mit einem bestimmten Verhalten, beispielsweise einer bestimmten Geschlechtsperformance, umgehe. Bei Transjungs, die ich betreue, gibt es zum Beispiel oft ein aggressives oder lautes Verhalten. Ich muss sehr darauf achten, inwieweit ich da beurteilend bin, wie ich Verhalten zuordne, wo ich Vorannahmen habe. Ich muss relativ genau gucken und auch den Jugendlichen den Freiraum lassen, für sich zu entwickeln, wie sie mit dem Thema und ihrer Identität umgehen möchten. Und auch in meinem politischen Anspruch: Wenn ich erwarte, dass Institutionen und Schulen eine Auseinandersetzung führen, die ich als Pädagogin einfordere, aber die die Jugendlichen teilweise gar nicht einfordern möchten, weil es ihnen unangenehm ist oder sie da einfach kein Brimborium drum haben wollen. Das habe ich dann auch zu akzeptieren, wenn Jugendliche sagen, ich möchte das nicht. Ich möchte einen Weg finden, der nicht politisch bewegend und verändernd ist. Dann muss ich damit erst mal klarkommen.

Was würdest du dir von der Institution Schule in der Auseinandersetzung mit Transphobie oder Intersektionalität wünschen?

Schwierig ist dieses Gucken auf Differenzkategorien, das Gucken auf den sogenannten Makel, dieses „viele Schüler_innen haben ein Problem, weil sie eine andere, -> Hautfarbe“ haben oder weil sie ihr Geschlecht nicht so performen, wie sie es sollten“ usw. Es muss erkannt werden, dass das nicht das Problem ist, sondern der Umgang der Schule, der Fachschaft, der Lehrkräfte und der Schüler_innen damit. Es geht darum, Normativität zu hinterfragen: Wieso ist es so ein Wahnsinnsding, wenn jemand, in dessen Geburtsurkunde „Mädchen“ steht, sagt, nein, das ist es jetzt aber nicht. Ich bin männlich und habe jetzt einen Jungennamen. Wozu braucht es da eine Aufregung und endlose Diskussionen drum? Mir ist schon klar, dass dann zum Beispiel innerhalb der Schule gewisse Sachen organisatorisch geregelt werden müssen. Aber es ist aus meiner Sicht nicht besonders problematisch, wer jetzt wie wo am Sportunterricht teilnimmt oder nicht. Institutionen sollten ein anderes Bewusstsein haben und für sich klarkriegen, dass sie nicht bestimmen können, wie der Umgang v.a. mit so intimen Themen bei Schüler_innen auszusehen hat. Sie sollten da auch weniger adultistisch sein und Jugendlichen die Möglichkeit geben, selbst zu beeinflussen und selbst zu entscheiden, wann sie wie was wo über ihr Geschlecht oder andere Themen mitteilen.

Wie wurde das Thema in der Ausbildung behandelt?

(Gelächter) Gar nicht. Es war überhaupt kein Thema, weder Intersektionalität noch ->Heteronormativität. Ich glaube, dass mal über Feminismus gesprochen wurde. Aber das war's auch – Evangelische Fachhochschule. Es ist aber zwingend notwendig.

5.2 INTERVIEW MIT SENAMI

Wie begegnet dir das Thema in deiner Arbeit? (Homophobie & Transphobie)

In meiner Arbeit begegnet mir beides. Ich fang mal mit Homophobie an, weil mir das Thema mehr begegnet als Transphobie. Ich arbeite bei der Lesbenberatung als Berater_in und leite mit Nino zusammen die „Young & Queer“-Gruppe. Das sind zwei unterschiedliche Bereiche, in denen mir das Thema unterschiedlich begegnet. In der Jugendarbeit bin ich konfrontiert mit jungen -> Queers. Diese Arbeit empfinde ich als extrem empowernd, weil ich die Jugendlichen als sehr stark und kraftvoll und sehr präsent wahrnehme.

Wie würdest du die Themen einbinden, wenn du Entscheidungsträgerin wärst?

Aus meiner Erfahrung in der Arbeit mit Jugendlichen, in der Arbeit mit sehr vielen unterschiedlichen Teams und in meiner Arbeit als Trainerin bin ich immer wieder entsetzt darüber, mit wie wenig Selbstreflexion und Hinterfragen der eigenen Motivation Menschen in diese sozialen Berufe gehen. Die treffen dann die Entscheidungen, die für ihre Klient_innen wesentlich und unheimlich einflussreich sind. Therapeut_innen müssen beispielsweise eine Lehrtherapie und Selbsterfahrung machen und sich doch schon relativ intensiv mit sich selbst auseinandersetzen. Mir ist schleierhaft, warum das keine Grundanforderung an soziale Berufe ist. Auch die Auseinandersetzung mit dieser Motivation zum „Helfen“ – wo schon impliziert ist, dass es Machtungleichheiten gibt: Wer hilft wem und wie sollen Leute sein, wenn sie ihre Probleme bewältigen, woran wird das gemessen und wer entscheidet, wann ein Lebensentwurf so ist, wie er sein sollte oder nicht? Das finde ich alles sehr diffus, sehr schwammig, sehr unklar. Und im Prinzip potentiell gefährlich für Klient_innen, die nicht den Normvorstellungen der_des ->weißen deutschen Mittelstands-Sozialarbeiter_in entsprechen.

Was für Unterstützung würdest du dir in der Arbeit wünschen?

Für das Thema Trans*, bei dem wir der einzige Träger sind, der so arbeitet, würde ich mir ein größeres Netzwerk an Trägern oder therapeutischen Angeboten wünschen, die sich mit dem Thema auseinandergesetzt haben und dazu arbeiten. Ansonsten fehlt mir in meinem Team, als einziger nicht-weißen Deutschen, einfach eine Austauschmöglichkeit im Umgang mit dem Thema Rassismus. Das wäre gut, wenn es das gäbe.

Dieser Raum ist von Identitäten besetzt, die sich klar als queer oder lesbisch definieren und ist fast frei von Homophobie. Was in den Köpfen los ist, weiß ich auch nicht so genau, damit meine ich wie Leute sich oder andere Leute sehen. Da ist eher Empowerment angesagt – das läuft über Witze, ganz viel Austausch, ganz viel Nachfragen. Wenn ich in die Rolle reingehe „ich höre denen zu“ oder es gibt auch Zweiergespräche, da ist das viel mehr Thema. Zum Beispiel: Wenn eine Person von Liebeskummer oder ihrer ersten großen Liebe erzählt und die in einer Trennung geendet ist, weil die Eltern der Freundin so homophob waren, dass die Person Angst hatte mit der

Freundin zusammen zu sein und aus einer Schutzmotivation heraus diese Beziehung beendet hat und da total dran knabbert. Oder eine andere Person, die sich überlegt, wie sie sich bei einer elterlichen Bezugsperson outen kann, aber Angst hat, dass sie da nicht verstanden wird.

Du hast gesagt, es empowert auch dich. Inwiefern? Siehst du, dass die jungen Menschen, die dort hinkommen, andere Strategien haben oder nicht so durchpolitisiert sind?

Ich glaube, es ist dadurch empowernd, dass es eine krasse Sichtbarkeit gibt. Es gibt eine Selbstverständlichkeit vom Auftreten her, wir sind hier, wir sind lesbisch, wir sind queer, wir sind ->trans*, wir sind da und verschaffen uns Gehör. Ich glaube, es hat ganz viel mit der Art der Selbstdarstellung zu tun, es ist nicht so ein gedecktes, geducktes „ich weiß nicht“, „ich traue mich nicht“. Die sind halt 14 und sagen, ich kann meinen Eltern zwar nicht sagen, dass ich hier bin, aber ich bin hier, ich bin lesbisch und FACE IT! Es ist eine Kraft, die ich als total empowernd auch für mich empfinde, weil ich mir das damals auch gewünscht hätte und immer wieder merke, wie sinnvoll diese Arbeit ist. Kids, die aus dem ->heteronormativen Feld herausfallen und denen dann eine Basis und einen Raum zu geben, wo sie einfach sein können und nicht in Frage gestellt wird, wer sie sind und inwiefern sie passen oder auch nicht. Das ist da kein Thema, es ist quasi eine Normalität, die nicht in einem normativen Raum stattfinden muss.

Wir wissen, dass du Psychologie studierst.

Wie begegnet dir dort das Thema?

Ja, das begegnet mir sehr oft! Unglaublich viel!

Welche Strategien hast du, um damit umzugehen?

Ich blende das aus. Auch grade mit den Erfahrungen, die ich dort zum Thema Rassismus gemacht habe, habe ich das als emanzipatorisches Niemandsland abgestempelt. Ich werde da nicht die Energie reinstecken, dort Leute über Dinge, die ich als Standards empfinde zu briefen, weil ich da mit so viel Unverständnis und nicht vorhandener Sensibilität konfrontiert bin. Und auch so viel nicht vorhandenem Bewusstsein und mir am Ende auch noch irgendwelche Pathologisierungen anhören muss. Das ist mir zu anstrengend.

Was würdest du einer Person mitgeben, die selbst ->Schwarz oder ->PoC und ->queer ist, und sich für das Studium interessiert?

Dass sie sich eine gute Unterstützung suchen soll, dass sie sich bewusst sein soll, dass sie, zumindest dort, wo ich

studiere, ein ziemlich dickes Fell braucht. Oder gute Abgrenzungsmechanismen.

Es geht ja hier um Bildungsarbeit und wir geben Workshops in Schulen, wo Personen sind, die einen sozialen / pädagogischen Beruf erlernen.

Glaubst du auch für Psychologiestudiengänge wäre das sinnvoll?

Ja, auf jeden Fall, es wäre ganz ganz sinnvoll! Ich habe das Gefühl, dass es vor allem in den akademischen Bereichen bestimmte Personen gibt, akademische Hoheiten in Uni-kontexten, die Professuren haben, die Seminare geben, die Dozent_innen sind. Und denen müsste man sagen: Ey, Sie haben hier in Ihren Vorlesungsunterlagen auf den Folien das Wort »Rasse« stehen. Das geht nicht! Es gibt keine »Rassen«! Da muss man sich nur mal angucken, was in den letzten Jahren auch auf EU-Ebene so gesagt wurde. Das ist einfach faktisch falsch! Und so, dass sich die Leute nicht persönlich angegriffen fühlen, dass ich nicht Angst haben muss, eine schlechtere Note zu bekommen. Ich finde es sinnvoll, wenn es von einer oberen Ebene innerhalb der Uni selbst als wichtiger Punkt angesehen würde:

Wir sind hier bemüht, antidiskriminatorische Standards einzuführen. Wir schicken unsere Mitarbeiter_innen in solche Workshops. Gerade in der Psychologie, wo es um die Lehre des Menschen und menschlichen Verhaltens geht. Das ist so ein Biotop der abstrusesten Ideen über verschiedene Dinge, die als normativ angesehen werden und das schwingt immer mit.

Zurück zur Arbeit mit der „Jule“-Gruppe (Young & Queer). Gibt es dort Punkte, wo du merkst, da stößt du an deine Grenzen?

Bis jetzt bin ich noch nicht an Grenzen gestoßen. Ich hab manchmal Unsicherheiten. Die „Young & Queer“-Gruppe ist ->weiß dominiert, es gibt wenig Leute mit Migrationsgeschichte. Ich hab auch noch nicht gehört, dass sich eine Person als ->PoC definiert, was nicht heißen muss, dass es nicht da ist. Die Gruppe ist der Ort von denen, die dort hinkommen. Da würde ich gerne noch tiefer hineingehen, aber der Raum soll keine Art Frontalunterricht sein oder wir geben alles vor, sondern es soll ganz viel aus der Gruppe kommen, sie sollen sich einbringen, sagen worauf sie Bock haben.

Gibt es Diskriminierungsformen, auf die du immer reagierst?

Ich reagiere immer auf Transphobie bzw. eine nicht vorhandene ->Trans*sensibilität. Wenn z. B. eine Transperson, die mit „er“ angesprochen werden möchte, wiederholt

mit „sie“ angesprochen wird, dann sag ich „er“. Mein Kollege und ich sind in der Lesbenberatung das diverseste Team, ich als Schwarze queere Person und er als Transperson. Wir versuchen uns dann gegenseitig so den Rücken frei zu halten. Wir achten darauf, dass ich mich noch mehr für Transphobie sensibilisiere und er sich noch mehr für Rassismus.

Wir haben konkrete Absprachen zu Dingen, die wir nicht hören möchten oder wie wir uns in Situationen verhalten. So dass wir ein bestimmtes Bewusstsein haben und wenn solche Sachen fallen, dass wir wissen, das ist jetzt scheiße für die andere Person. Und wir checken mit Blicken oder so ab, wie das ist und wenn die Person nicht reagiert, dann reagiere ich oder andersrum.

6. RASSISMUS

Das Wort Rassismus fällt in Deutschland oft im Kontext mit rechtsradikalen Neonazis und/oder im Zusammenhang mit ostdeutschen Provinzen. Aber Rassismus befindet sich in der Mitte der Gesellschaft. Außerdem ist Rassismus keine Meinung, sondern ein komplexes System.

Damit dieses System weiterhin funktioniert, wird ein Unterschied hergestellt, der von Weiß-Sein als Normalität ausgeht⁹. Mit ->Weiß-Sein und Weißen sind die Menschen gemeint, die im System Rassismus zu den Privilegierten gehören. Es sind diejenigen, die sich nicht dafür rechtfertigen müssen, in Deutschland zu wohnen. Sie müssen nicht Fragen beantworten, woher sie kommen und wann sie in ihre „Heimat“ zurückgehen. Weiße Menschen haben mehr Zugänge zu Machtpositionen, Bildung und gesellschaftlicher Teilhabe. Auf der anderen Seite befinden sich ->Schwarze Menschen und ->People of Color (PoC), die zahlreiche Ausschlüsse erfahren. Sie werden als nicht-weiß gesehen, und somit als „anders“ beschrieben.

Mit der Vorstellung der „Anderen“ gehen Zuschreibungen wie „faul“, „aggressiv“, „homophob“, „traditionell“, „sexistisch“, „exotisch“ einher. Dadurch entstehen Vorurteile, die mit „den Anderen“ immer wieder in Verbindung gebracht werden. So haben Sätze, die mit „die ... sind“ beginnen, ein hohes Potenzial, rassistisch zu sein, z. B. „Die Türk_innen sind aggressiv“. Durch diese Verbindungen

Ein Statement für die Broschüre an die Leser_innen...

Mein Wunsch wäre es, dass Leute ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass alles immer im Wandel ist. Es ist wichtig für Menschen, die pädagogisch arbeiten, dass wir uns im Klaren sind, dass wir nicht alles wissen und dass wir uns ständig updaten müssen, um an den Leuten dranzubleiben. Wenn wir bestimmte Erfahrungen nicht haben, die aber Herrschaftsverhältnisse beinhalten, dann müssen wir uns darüber informieren, um Unterstützung geben zu können. Es kann nicht funktionieren, nur einen Bildungsauftrag oder ein Ziel zu haben und dieses Pferd zu reiten bis es tot ist, sondern es muss so sein, dass es sich an den Leuten orientiert und nicht an Standards, die wir uns selber setzen oder die wir vorgegeben bekommen.

werden Menschen in der Gesellschaft Positionen zugewiesen und sie werden zu imaginären Gruppen gezählt. Macht, Repräsentation und Zugang sind entscheidend, wenn es um Rassismus geht: Wessen Realität wird in den Medien widerspiegelt? Wessen Interessen werden in der Politik repräsentiert? Wer hat Zugang zu Bildung und zu Arbeitsplätzen? Wer besitzt wie viel und was? Wer kann sich den Wohnort frei auswählen? Wer kann sich auf den „Rechtsstaat“ und seine Institutionen verlassen und wer nicht?

All diese Fragen treffen nicht nur auf den deutschen, sondern auch auf den globalen Kontext zu. Sie zeigen, dass weltweit Ressourcen und Besitztümer zum Vorteil von weißen Menschen aufgeteilt sind.

Rassismus ist nicht nur ein institutionelles Problem, sondern eines, welches im Alltag von allen PoC, Schwarzen Menschen und anderen selbstbezeichneten Gruppen auftritt.

Alltagsrassismus können Handlungen und Blicke sein, Bilder und Gesten sowie öffentliche Debatten, Redewen-

⁹ Vgl. Grada Kilomba 2010, S. 43

dungen etc. In ihnen werden Schwarze Menschen und PoC zu Projektionsflächen für weiße Fantasien der Sexualität, Aggression etc.

Dieser Prozess tritt beispielsweise bei Werbeplakaten für Hilfsorganisationen auf, auf denen Schwarze Personen als hilfsbedürftig, arm und auf weiße Hilfe angewiesen dargestellt werden. Dies führt bei weißen Menschen vermehrt zur Festigung der Verknüpfung von Schwarzsein gleich „arm“ und „hilfsbedürftig“.

Eine andere Situation des Alltagsrassismus tritt dann auf, wenn die Schwarze Person/PoC als repräsentativ für ihre Community (z. B. für „die Kurd_innen“, „die Araber_innen“) sprechen und handeln muss. Genauso wie weiße Menschen sind auch PoC eine heterogene Gruppe mit unterschiedlichen Ansichten. Alltagsrassismus ist kein vereinzelt auftretendes Phänomen. Tagtäglich sind People of Color/Schwarze Personen der Gefahr des Alltagsrassismus ausgesetzt. Es passiert in der Schule, in der Universität, im Bus, im Supermarkt und in der eigenen Familie¹⁰.

Weißer Menschen hingegen haben das Privileg, sich dafür entscheiden zu können, ob sie sich mit Rassismus auseinandersetzen oder nicht. Sie sind nicht diejenigen, die in Medienberichten als eine homogene Gruppe dargestellt werden. Sie erleben aufgrund ihrer vermeintlichen Herkunft keine Benachteiligung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. Auch müssen sie nicht in der ersten Seminarsitzung/am ersten Schultag bei ihrem vermeintlich ausländisch klingenden Namen erst einmal erklären, wo sie denn wirklich herkommen. Sich dessen bewusst zu werden und eine Sensibilität für die rassistische Normalität zu bekommen, die PoC in Deutschland tagtäglich, vor allem in Institutionen wie dem Kindergarten, der Universität und der Schule erleben, liegt in der Verantwortung der Weißen.

6.1 INTERVIEW MIT NUREY

Was ist deine Ausbildung und was machst du beruflich?

Ich habe Genderstudies und Pädagogik studiert. Nach diesem Studium habe ich erst mal einen Theorie-Break gebraucht. In dieser Phase bin ich unter anderem in nationalen und internationalen Projekten tätig gewesen. Die Projekte haben mir die Möglichkeit gegeben, die Theorien anders an-, um- und wegzusetzen.

Mit einem ernüchternden und klareren Blick auf das Studium habe ich Soziale Arbeit mit Schwerpunkt „Kultur“ und Medien studiert und war währenddessen in der offenen Jugendarbeit und offenen Mädchenarbeit, sowie in der internationalen Jugendbildungsarbeit tätig. Nach dem Studium habe ich in Istanbul mit anderen engagierten Personen eine Art Hip-Hop-Sommer-Akademie für Kinder und Jugendliche aufgebaut. Derzeit bin ich in Berlin und arbeite als freie Trainerin zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten, wie z.B. Sprache, Rassismus, Mehrfachdiskriminierung etc.

Woher kam deine Motivation, dich mit Diskriminierung zu beschäftigen und es in deiner Arbeit zu thematisieren?

Weil es primär Bestandteil meines Lebens ist. In jungen Jahren hatte ich das Gefühl, eine Art Fremdkörper zu sein und die Auseinandersetzung mit mir und meiner Umwelt hat die Schlagwörter und Themen einfach mit sich gebracht. Während meines Studiums haben sich einige Themen, mit denen ich mich in meiner Biografie auseinandergesetzt habe, wiedergefunden, doch leider nicht ansatzweise ausreichend. So musste ich privat schauen, wo finde ich Menschen, Literatur und Projekte, die mich all jene Themen auch perspektivenreicher und näher anschauen lassen und mich vor allem empowern, anstatt sie aus einer akademischen, distanzierten und oftmals defizitären Brille anzuschauen. Je mehr ich mich damit auseinandergesetzt habe, desto mehr habe ich auch die Wichtigkeit und Notwendigkeit für viele Menschen in meinem Umfeld gesehen und gespürt.

Bei all den Auseinandersetzungen zu den unterschiedlichsten Themen, die ich mit Jugendlichen erleben durfte, wurde spürbar, dass die meisten Jugendlichen neben all ihren Energien und Stärken auch unglaublich heftig strugeln, ob es nun im Kontext von Sexismus, Rassismus, Klassismus oder Adultismus etc. ist.

Oftmals habe ich das Gefühl, es findet eine extremere Auseinandersetzung mit Diskriminierungserfahrungen bei Jugendlichen statt. Ein Aspekt dessen kann sein, dass erst mal gelernt werden muss: Wie kann ich reagieren? Wie möchte ich mich positionieren? Ich kann diese Räume verlassen, wenn sie keine für mich gesunde Auseinandersetzung mit sich bringen.

Viele Jugendliche besitzen diese Instrumente noch nicht und befinden sich meist in einer Endlosschleife

und spüren, dass latent etwas nicht stimmt. Aber warum und weshalb, das sind dann Themen, an denen wir gemeinsam arbeiten.

Was sind das deine Tools, um mit den Themen umzugehen?

Ich betrachte die Arbeit als einen Weg zu „etwas“. Wie gegangen wird und was dieses „etwas“ ist, das entscheiden meist die Gruppe und die Einzelpersonen selbst. Ich sehe mich in diesem Prozess meist als Begleiterin.

Grundsätzlich ist es wichtig, Räume zu schaffen, in denen die Auseinandersetzungen, die vermehrt schmerzlich sein können, einen bequemen und passenden Platz finden. Es sollte darauf geachtet werden, das Tempo aus der gesamten Begegnung zu nehmen.

Wichtig ist es, Gesagtes nicht zu übergehen. Und auch reproduzierten Sch... sichtbar zu machen. Es geht nicht darum, Menschen als Rassisten abzustempeln, sondern zu schauen was an den Aussagen problematisch ist. Es soll nicht nur um die eigene Redefreiheit gehen, sondern die damit begangene Verletzung soll deutlich werden.

Es gibt viele Methoden, durch die sich solche Themen rauskitzeln lassen. Sehr viel kann auch nonverbal sein, wie durch Tanz. Oder durch die Arbeit an einem gemeinsamen Thema. Es muss nicht gefragt werden: „Wie wurdet ihr diskriminiert?“, sondern vielmehr: „Lasst uns doch mal über einen Ort reden, lasst uns mal über Schule reden“, ohne immer Opfer zu schaffen.

Ich sehe mich als Verantwortliche, die Themen anzusprechen, zu moderieren, zu schauen, dass es ein Gleichgewicht bei der Betrachtung zwischen emotional Empfundenerem, real Spürbarem, Sehbarem und gesellschaftlich Gewolltem gibt, um dann auf die Empowerment-Ebene zu gehen und helfende und nützliche Strategien transparent zu machen. Mein Wunsch ist da an mich, an Auseinandersetzungen zu wachsen und das Erlebte zu reflektieren.

Ist Tanzen mit den Jugendlichen eine Form von Empowerment für dich?

Tanz ist für mich persönlich eines der größten Empowerment-Tools. Wir müssen als Pädagog_innen authentisch sein. Ich kann nur das weitergeben, was sich für mich bewahrheitet hat. Ich kann das, was ich darin fühle, zeigen. Oftmals habe ich die Erfahrung gemacht, dass wenn Jugendliche tanzen und auch ich, ein Stückweit der Kopf abgeschaltet wird und nicht die Notwendigkeit der Erklärung stattfindet. Nicht: „Ich bin Opfer, ich bin betroffen, ich bin Täter, weil...“, sondern vieles, was sich im Kopf abspielt, kann durch den Körper aus/rausgedrückt werden. Es kann ausgedrückt und ausgetanzt werden. Ich sehe das einfach auch als die Freiheit besitzen, mich so zu bewegen, wie ich möchte. Und auch die Freiheit haben, alle anderen Themen einfach mal draußen zu lassen.

Was hatte es mit der Hip-Hop-Akademie auf sich?

Bei der Jugendbildungsarbeit ist mir immer wieder aufgefallen, dass viele Anliegen zwar thematisiert und von mir bearbeitet werden können, aber dass da die nonverbale Arbeit, vor allem im mehrsprachigen Bereich, viel effektiver sein kann. Es war wichtig, einen Raum/Plattform zu schaffen, wo sich Jugendliche, egal von wo, egal wer, begegnen können. Wo sie teilen und vor allem an einem gemeinsamen Interesse zusammenkommen können. Es war relativ schnell klar was diese Plattform wohl sein könnte - Hip-Hop!

Es war für einige ein gemeinsamer Weg, für andere wiederum auch ein ganz individueller Weg.

Sei es beim Poetry, MC-ing, Breakdancing, DJ-ing oder Graffiti. Für mich war es ein sehr bewegender Abschnitt. Vielleicht, weil ich selber aus der urbanen HipHop-Community komme und mich immer noch sehr darin verwurzelt finde, habe ich bemerkt, dass diese Elemente den Jugendlichen viele Ausdrucksformen geben.

¹⁰ Vgl. Kilomba 2010: 43-45

7. ANTIMUSLIMISCHER RASSISMUS

„C-a-f-f-e-e,
trink nicht so viel Kaffee!
Nichts für Kinder ist der Türkentrunk,
schwächt die Nerven, macht dich blass und krank.
Sei doch kein Muselmann, der ihn nicht lassen kann!“

Text und Melodie: Carl Gottlieb Hering (1766 - 1853)

Ich habe mich geweigert, dieses Lied im Musikunterricht meines Gymnasiums mit ->weiß dominierter Schüler_innenschaft zu singen. Ich habe vor zehn Jahren noch nicht das theoretische Wissen gehabt, um zu begründen, warum ich dieses Lied als diskriminierend empfunden habe.

Meine Reaktion bestand darin, die Arme zu verschränken und auf den grauen Tisch vor mir zu blicken. Unabhängig davon, dass der Kaffee kein „Türkentrunk“ ist, wird hier eine Volksgruppe mit einer Zuschreibung versehen, die zur Folge hat, dass daraus ein Vorurteil entsteht: Der Kaffee ist ein Getränk der Türk_innen und sie sind zudem süchtig danach. Das Wort „Muselmann“ ist eine Beleidigung und wurde von den Nazis für die Insassen der Konzentrationslager benutzt, die sich im letzten Stadium vor dem Hungertod befanden. Außerdem stellt der Begriff eine Verallgemeinerung dar, denn nicht alle Türk_innen sind muslimischen Glaubens, wie vermeintlich in dem obigen Lied von Carl Gottlieb Hering behauptet wird. Es gibt auch jüdische und christliche Türk_innen und auch solche, die sich gar keiner Religion zugehörig fühlen.¹¹

Sobald das Lied gesungen wird, werden viele Schüler_innen noch heute mit diesen Vorurteilen konfrontiert. Gleichzeitig wird ihnen bewusst, dass sie vermeintlich „anders“ sind. Diese „Andersartigkeit“ wird durch die Zuschreibungen und Benennung der Kategorien „Türkentrunk“ und „Muselmann“ festgelegt.

Die Zuschreibungen, die in dem obigen Lied beschrieben werden, entstehen nicht zufällig. Sie gehen auf eine langjährige Tradition von Geschichten, Märchen und Reiseberichten zurück, die bestimmte Bilder und Gedankenketten erschaffen und prägen.

Laut Reiseberichten aus dem 17. Jahrhundert waren die „guten Türken und Marokkaner“ immer diejenigen, die vom Islam zum Christentum konvertierten¹². Es wurde an-

genommen, dass Menschen, die nicht aus Europa stammten, „rückständig“ und „primitiv“ seien. Im Gegensatz dazu wurde Europa als „fortschrittlich“, „aufgeklärt“ und „kultiviert“ beschrieben. Gleichzeitig wurde der „Orient“ kreiert, also sämtliche sich kulturell und politisch unterscheidende Länder zu einer Einheit gemacht.

Dies wirkt sich heute immer noch auf unsere Gedanken aus. Insbesondere dann, wenn über Migration gesprochen wird. Dabei wird der Islam als eine einheitliche Religion dargestellt. Obwohl es ähnlich wie im Christentum auch innerhalb des Islams unterschiedliche Strömungen gibt.

In der pädagogischen Arbeit werden häufig vermeintliche Defizite bei Jugendlichen auf eine angebliche kulturelle und religiöse Zugehörigkeit („Der Islam“) zurückgeführt¹³. Ein Beispiel dafür ist sexistisches Verhalten, was besonders mit einer „patriarchalen Kultur“ des jeweiligen „Herkunftslandes“ begründet wird. Jedoch ist Sexismus kein explizit „muslimisches“ Problem, sondern ein globales. Auch die weiß-deutsche Mehrheitsgesellschaft ist weit von der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen entfernt.

Es gilt also im persönlichen Umgang, vor allem aber auch in Institutionen wie der Schule, darum, aufzuhören, Kinder und Jugendliche auf ihre vermeintliche Herkunft zu reduzieren. Deshalb sollten wir Pädagog_innen unsere eigenen verinnerlichten „Orient“- und Islam-Bilder reflektieren und das Lehrmaterial daraufhin prüfen, so dass nicht noch mehr Schüler_innen anhand des Liedes von Carl Gottlieb Hering gedemütigt werden.

11 Bericht einer Mitarbeiter_in von i-PÄD

12 Vgl. Loomba 2005: 99

13 Vgl. Attia 2009: 15

7.1 INTERVIEW MIT IDIL BAYDAR (BÜHNENNAME: JILET AYŞE)

Worüber keiner spricht, ist, dass das Wort „Integration“ genauso wie „Migration“ Kohle (Geld, Anm. d. Red.) bedeutet.

Neben deiner Arbeit als Komödiantin (als Jilet Ayşe, Anm. d. Red.) **arbeitest du auch im sozialen Bereich, oder?**

Ja, ich find das immer noch schockierend. Nur weil ich Türkin bin, habe ich jetzt also die Klassifizierung und die Qualifikation mit Jugendlichen zu arbeiten, oder was? Die Kompetenz wird mir aufgrund dessen zugeschrieben, dass man mutmaßt, dass ich eine türkische „Aufzucht“ genossen habe, was auch immer das sein soll, und deshalb hab ich ja Kompetenzen erworben. Dass ich überhaupt nicht so groß geworden bin, das macht sich gar keiner klar. Das will niemand hören.

Deswegen nennen die bei dir immer die Waldorfschule. Weil alle denken, dass du dadurch gut integriert bist.

Ja, ich sag's aber selbst auch. Weil ihr das nicht kombiniert, ihr bringt das nicht in eure Köpfe, dass es auch mal anders laufen kann. Dass es genauso dazu gehört, dass Dinge mal anders laufen. Dass nicht alles ein Ding ist, was ihr in euren Köpfen rumträgt. Was das angeblich sein soll, türkische „Aufzucht“. Deshalb hab ich immer genau die Jobs bekommen, meistens Frauenjobs. Immer schön kümmern. Ich war schockiert, weil eigentlich darf ich nicht im Unterricht sitzen bei Fünftklässlern. Da gibt man mir Titel wie „Integrationsbegleitung“. Was soll das denn sein? Was begleite ich denn da? Ich sitze da mit denen auf den Ministühlen und zeichne Deutschlands Karte nach. Oder erklär meinem Nachbarn: „Das heißt, dass... Ja, is ja nicht schlimm, musste...“ Was ist daran Integrationsbegleitung?

Was uns mal in Bezug auf deine Arbeit im sozialen Bereich interessieren würde: Bringst du deine Charaktere aus der Comedy auch ein?

Ja, mach ich auch. Ich arbeite gerade im Böcklerpark. Böcklerpark ist ja richtig Front. Da gibt's ja nichts, außer nem Kicker und nem halb vollen Memoryspiel oder so was. Da ist nix. Interessant ist da, dass die Kids da Schach spielen. Das haut dich um. Ich steh da nur daneben, ich bin nur so: „Okay, was passiert hier?“ Ich nehme auch immer meinen Hund mit, die sagen auch immer: „Wo ist Babymädchen?“ Es sind viele arabische Kids da, das ist voll bereichernd, sprachlich ist's voll lustig mit denen. Böcklerpark ist natürlich: „Ah, da ist Jilet Ayşe.“ Ich bin da natürlich nicht in meiner Rolle, aber wenn ich mecker oder so, dann mach ich das schon. Wenn ich Jilet raushole, dann lachen sie sich auch kaputt darüber. Das ist schon sowas, worüber die sich sehr freuen. Das feiern die total.

Das funktioniert dann aber auch? Also, was du durchsetzen willst, funktioniert auch?

Funktioniert wunderbar. Ich sag: „Leg das mal hin.“ und ich seh schon seine Hand, ich sag: „Ey, leg dis mal hin, hab isch gesagt!“ und dann lachen die sich so hohohoho und gehen. Ich bin da aber schon die meiste Zeit als Idil. Ich kann ja nicht die ganze Zeit Jilet machen. Aber viele kommen deswegen auch, das merkst du richtig. Dadurch, dass ich nicht ausgebildet bin und mir gewisse Werkzeuge fehlen, bin ich schon recht persönlich mit denen. Ich geh mit denen mal zum Primemark, mit denen einkaufen. Lebenswelt anschauen.

Bekommst du in deiner Arbeit Rassismuserfahrungen mit? Wenn ja, wie gehst du damit um?

Ich hab das viel in den Schulen mitbekommen. Da wussten sich die Lehrer teilweise nicht anders zu helfen, als den Schülern am Anfang des Jahres 'ne zwei zu geben, obwohl sie eigentlich auf nem Fünferstand waren. Damit die überhaupt noch kommen. Weil sie davon ausgehen, dass sie, wenn sie soviel schlechte Noten haben, nicht mehr kommen. Also diese Kinder werden auch regelrecht verarscht. Das passiert aus ner Verzweiflung heraus, aber ich glaube, es ist nicht der richtige Weg, das zu machen. Also, so ne Rassismuserfahrung merke ich schon. Oder wenn ich merke, die Lehrerin legt das jetzt gerade total falsch aus. Oder, was ich ganz oft gemerkt habe – das habe ich auch mal gegoogelt, weil ich dachte, dazu muss es doch was geben, das ist doch nicht normal –, ist der defizitäre Blick. Es wird Minus gedacht. „Ahmet kann das nicht, weil aufgrund seines Hintergrundes dürfte es für ihn nicht möglich sein.“

Das Schärfste, was ich je erlebt habe, war im Abitur – ich habe mein Abitur auf'm Berlin-Kolleg nachgemacht. Da sagt die Englischlehrerin zu mir: „Ja, Frau Baydar...“ - und ich war wirklich eine der Besten in dieser Klasse, aber ich bin durch diesen defizitären Blick auch nicht durchgekommen – „...für Sie müsste es ja schwieriger sein, das Englische zu lernen, weil Sie müssen ja erst mal vom Türkischen aufs Deutsche und dann ins Englische übersetzen.“ Ich hab sie nur angeguckt und hab sie nur gefragt: „Was? Was muss ich? Ich bin doch im deutschen Sprachraum groß geworden, ich denk nicht Türkisch, wenn ich auf Englisch übersetze.“ Sie hätte eigentlich sagen müssen: „Frau Baydar, von Ihnen bin ich enttäuscht, gerade weil Sie muttersprachlich mehrsprachig sind, müssen Sie es besser können. Ganz

ehrlich, da erwarte ich mehr von Ihnen. Sie können noch ne andere Sprache, das müsste besser sein bei Ihnen, weil sie Spracherfahrung haben.“ Aber sie denkt ins Minus. Um mir damit in ihrem Kopf ein Plus zu geben. Durch die Abwertung gibt es so ne Art Erklärung. Der Abwertungsprozess gibt ne Erklärung, warum derjenige doch noch berechtigt ist, irgendwie da zu sein. Wie geh ich damit um? Die Kids bemerken das selten. Was ich merke, ist das: Sie reagieren anders. Als ich zum Beispiel in der Grundschule saß im Unterricht, da haben sie sich gemeldet, haben irgendetwas richtig gesagt und drehen sich um zu mir, ob ich das mitgekriegt hab. Die Wertung des Lehrers war ihnen in dem Augenblick egal, sobald ich da saß. Und ich: „Hast du super gemacht, richtig super.“ Weil anscheinend der Lehrer denen kulturell was vermittelt. Das ist der Ausdruck der Kinder: „Ich merke, ich gehöre nicht dazu. Ich bin nicht wie du.“ Und das wird hergestellt, das denkt ein Kind ja nicht einfach so. Die Kinder werden sehr wenig korrigiert, es fehlt die Zeit um der-die-das zu korrigieren, aber eigentlich müsste es dort stattfinden. Wo sollte das Kind das sonst lernen, wenn nicht in der Schule.

Da hatte ich mal ein jüngerer türkisches Mädchen und sie sagt so: „Und bei Schule gehen und so.“ Ich so: „Ey, wie heißt dis? Dit heißt doch nicht ‚Bei Schule gehen!‘“ Und sie so: „Naja, zur Schule gehen.“ Ich so: „Aber du kannst es doch, warum sagst du es nicht?“ „Isch muss dis nisch können, isch bin Türkin.“ Das ist so internalisiert: „Ich bin Türkin, ich hab andere Grundregeln. Für mich gelten nicht die gleichen Regeln.“ Das wird sie aber irgendwo gehört haben. Entweder vom Elternhaus oder von irgendnem Erzieher, Pädagoge: „Naja, du bist ja Türkin, ist ja nicht so leicht für dich. Ist ja quasi normal, dass du das falsch machst.“

Wie schaffst du es als Person, die mit Jugendlichen arbeitet, immer wieder Kraft zu schöpfen?

Das ist durchaus ne schwierige Frage, manchmal komme ich ziemlich erledigt von der Arbeit. Es ist viel Energie, die da reingeht. Ich merke, die Beziehung, die da wächst zu den Jugendlichen, gibt mir Kraft. Wenn ich merke, krass, daran hat sie gedacht, oder da waren zwei, die haben sich alle meine Videos angeguckt. Die beschäftigen sich damit. Und das sind Situationen wo ich denke, da wächst was, was ich gar nicht so bemerke. Weil die Jugendlichen nicht voll ausdrucksstark und voll differenziert alles ausdrücken, sondern eben durch so Kleinigkeiten.

Was auch wichtig ist, ist sich eine Auszeit zu geben oder nur mit einer Person zu beschäftigen. Und nicht mit 15 auf einmal.

Manchmal merke ich, krass, der hat solche Talente, aber die kommen einfach nicht raus, weil es an allem mangelt. Es mangelt an Möglichkeiten und die sind meistens finanziell. Was soll ich mit einem Kicker und nem halben Memoryspiel machen mit denen? Es frustriert dich. Was ich dann manchmal mache, ist, dass ich sie mitnehme. Ein Mädchen habe ich in die Bar mitgenommen, wo ich auftrete, damit sie mal was anderes sieht. Also, ich versuch sie relativ nah an mein Leben zu lassen. Damit die so Sachen mitkriegen, okay, das ist anders. Allein wie ich spreche, ist ja auch anders. Aber auch das andere zu können. Für die nen Unterschied reinzubringen. Man kann beides, eigentlich. Warum nur eins?

Und so Tage, an denen du völlig von der Arbeit fertig bist, was tust du, um dich selbst zu stärken?

Also definitiv dis machen, worüber du lachst. Lachen gibt einem so viel Kraft zurück, ey. Wenn man dann mal so einen Abend so richtig schön Bauchschmerzen-Tränen gelacht hat, dann gehst du den ganzen Tag wieder ganz anders an. Daher kam auch dieses Comedy-Ding.

Mit Lachen kann man den Kids auch ganz viel wiedergeben. Also, das merke ich. Mit denen zu sitzen und über ihre Beklopptheiten zu lachen, das gibt ganz ganz viel.

Du bist ja auch in einem Video auf Homophobie eingegangen. Merkst du davon irgendwas in deiner pädagogischen Arbeit?

Ey, glaubst du mir, was ich niemals vermutet hätte, was ich aber generell bei Jilet Ayşe nicht vermutet hab, ich dachte, die türkische Community würde mich auseinandernehmen: Richtig so, haben ganz viele gesagt. Du darfst ja auch nicht vergessen, es gibt inzwischen viele türkische Schwule, die da ganz stolz stehen. Die haben beim Auftritt gefeiert, als das kam. Sogar von Jugendlichen habe ich gehört: „Das ist ja auch so. Stimmt ja auch, die können voll gut Haare. Ist ja auch so.

Bülent Ersoy hat mein Vater auch immer gehört.“ Die sind so offen für andere Sichtweisen, dass dich das aus der Bahn haut. Weil du denkst: „Gerade der würde jetzt sagen, äh ne, und schwul und so.“ Aber nein, man muss ihnen Platz geben. 'N Schwuler ist okay, weil er kann gut Haare machen. Das reicht schon. Das ist schon etwas, was genauso diskriminierend ist, keine Frage, aber was schon mal nen Anfang ist. Anerkennung, das mal in irgendner Art und Weise auszusprechen. Die kommen ja auch mit Luis Vitton, das haben die als ihre Handykappen. Wenn's mal sowas gibt gegen Schwule, dann bin ich so: „Bitte, alles, was du anhast, ist von Schwulen.“

Bei den Jugendlichen jetzt ist die Homophobie viel weniger als zu meiner Zeit. Die wachsen mit Frank Ocean, schwulen Rappern, auf. Ganz viel läuft über Markenklamotten, deswegen zähle ich die alle auch auf. Wenn du das feierst, dann ist schwul feiern eigentlich logisch, weil es ist ja von Schwulen. Es geht darum, die Stärke zu sehen. Für jemanden, für den Schwulsein was Fremdes ist: „Okay,

8. ANTISEMITISMUS

Antisemitismus bezeichnet Judenfeindlichkeit, die Diskriminierung von jüdischen Menschen. Diese wird mit angeblich unveränderbaren Eigenschaften von Jüd_innen begründet. Dabei wirken manche Vorurteile gegen Jüd_innen seit der Antike bis heute in den Antisemitismus hinein.

Im westeuropäischen Raum ist diese europäisch-christliche Feindschaft gegenüber jüdischen Menschen Jahrtausende alt und von Diskriminierung, Unterdrückung, Verfolgung und Vertreibung geprägt. Dies gipfelte während der NS-Zeit in der Shoa (Holocaust), dem Versuch, jüdische Menschen vollständig zu vernichten.

Während dieser Zeit haben nicht-jüdisch Deutsche¹⁴ mit ihren antisemitischen Denkweisen und Handlungen nicht nur die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung zum Ziel gehabt, sondern auch die Auslöschung alles Jüdischen, ob in Form von Bücherverbrennungen, Kunst- und Wissenszerstörung oder Namensänderungen. Das Jüdische – in welcher Form auch immer – sollte nicht mehr existieren.

Im Mittelalter bildete sich der Antijudaismus - die Feindschaft gegenüber Jüd_innen - der vor allem von Kirchen und christlichen Regierungen ausging. Der Antijudaismus war religiös begründet und hatte das Ziel, das Christentum zur Staatsreligion, also der bevorzugten und rechtlich besser gestellten Religion zu machen.

Heute gibt es keine einheitliche Definition, sondern verschiedene Strömungen des Antisemitismus. Viele aktuelle Vorurteile, Einstellungen und daraus entstehende Diskriminierungen ähneln dem traditionellen Antijudaismus.

Historisch gewachsene Vorurteile

Heute existieren immer noch Vorurteile, die vor allem

¹⁴ Neben Jüd_innen wurden außerdem Schwarze Deutsche, Sinti und Roma, Menschen mit Behinderung, Homosexuelle, Kommunist_innen und viele weitere Menschen, die nicht in das „Menschenbild“ des Nationalsozialismus gepasst haben, ermordet.

was ist denn ne Stärke? Jean Paul Gaultier? Guck mal, du trägst seine Hose, seine Schuhe, Calvin Klein, dies das, anscheinend ist ja gut! Hat seine Hand genäht“, so nach dem Motto.

Dann ist da auch die Verbindung ne andere als bei „Ja Schwule, die haben alle AIDS und die sind alle krank und wollen dich im Knast vögeln“, wie im Ghettofilm.

Angst vor der Figur des „Juden“ und ihrer angeblichen Übermacht schüren sollen.

Wie die letzte Finanzkrise gezeigt hat, stößt die Verbindung zwischen Jüd_innen und dem Finanzwesen immer noch auf sehr viel Zuspruch. Waren antisemitische Zuschreibungen im Mittelalter, insbesondere für jüdische Männer, noch „gierig“, „geizig“ etc., entpuppen sie sich heute in der Form des „Finanzhais“, des „bösen Investors“ oder der „Heuschrecke“. Diese diskriminierenden Vorstellungen kommen aus dem Mittelalter und haben den Zweck, Schuldige (jüdische Menschen) für wirtschaftliche Missstände zu finden.

Christen_innen haben seit dem 9. Jahrhundert die jüdische Bevölkerung aus den meisten Berufsbereichen ausgeschlossen. Deshalb blieb Jüd_innen nur die Möglichkeit, in damals verachteten Berufen wie dem Trödelhandel oder dem Pfand- und Kreditwesen zu arbeiten. Daraus entstanden unzählige Klischees und Verknüpfungen, die das Judentum mit Gier, Geiz und dem Verlangen nach Weltherrschaft in Verbindung bringen und brachten.

Geld heißt Macht und die imaginierte Figur des „Juden“ wird dadurch zu einer mächtigen, nicht greifbaren Person, die bei all ihren Handlungen angeblich Herrschaft über die globalen Vorgänge behalten möchte. Solche Verschwörungstheorien beruhen wie andere Vorurteile auf Halbwissen und Paranoia. Sie haben unter anderem die Funktion, Antisemitismus zu rechtfertigen und zu legitimieren.

Arbeit gegen Antisemitismus

In der Arbeit gegen Antisemitismus ist es also wichtig, diese irrationale, scheinbare Ordnung in den Verschwörungstheorien aufzubrechen. Es ist notwendig, Halbwissen in nachvollziehbares Wissen zu wandeln und beispielsweise über die weltweite Finanzregulierung aufzuklären. Wenn der Blick auf allgemeine Machtverhältnisse in der Gesellschaft gelenkt wird, kann deutlich gemacht werden, wie die Machtverteilung zwischen Nicht-Jüd_innen und Jüd_innen tatsächlich ist. Nur so kann die Personifizierung des Bösen in Form der Figur „des Juden“ bekämpft werden.

Wer innerhalb der pädagogischen und bildungspolitischen Praxis gegen Antisemitismus arbeiten möchte, sollte sich daher die verschiedenen aktuellen Erscheinungsformen des Antisemitismus anschauen.

Im nächsten Schritt ist es möglich, an den verschiedenen Beweggründen für antisemitische Einstellungen anzusetzen. Es sollte ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass Antisemitismus noch immer weit verbreitet ist und weiterhin zu Gewalt und Gewalttaten führt.

9. RASSISMUS GEGEN RROMN_JA¹⁶ Text: Hajdi Barz

«Freiheit für Romn_ja» fordern die Jugendlichen der Me sem me - Gruppe des Roma Informations Centrums in ihrer Rede am internationalen Tag der Romn_ja in Berlin. Das berührt mich. Sie fordern etwas, das in ihnen gesehen wird, unter dessen Stigma sie leiden müssen. Wenn ich Stigma schreibe, meine ich das Stigma der Freiheit. Irgendwie haben verschiedenste Menschen in Vertreibungen, Zwangsumsiedlungen und Flucht von Romn_ja vor Diskriminierung immer etwas r(r)omantisches gesehen. Wenn ich rromantisch schreibe, will ich auf die Romn_ja hinweisen, die in den Fantasien existieren. Ich will zeigen, dass wenn Menschen von Freiheitsliebe, Gesetzlosigkeit oder Unabhängigkeit träumen und dafür das alte Klischee der «Zigeuner_in» heranziehen, sie Romantik betreiben, also die Sicht verklären und vor dem direkten Blick auf doch so unromantische Lebensrealitäten fliehen. Was sie gerne hätten in ihrem Leben übertragen sie auf das, was sie in Romn_ja sehen, aber Fantasie und Wirklichkeit liegen auch bei diesem Rassismus weit auseinander.

Die meisten Romn_ja sind heutzutage sesshaft. Romn_ja, die sich nicht niederlassen können, bewegen sich zwischen Flucht und Abschiebung. Flucht vor militärischen Aufmärschen in Ungarn, schulischer Trennung (nach Romn_ja und Nicht-Romn_ja) und Wohnen in abgetrennten Stadtteilen wie es zum Beispiel in Serbien, Bulgarien oder Kroatien der Fall ist. Sie fliehen auch vor medizinischer Unterversorgung bis zur Zwangssterilisation in Tschechien oder der Slowakei und einer rassistisch eingestellten Mehrheitsgesellschaft. Sie werden abgeschoben aus Ländern, die Schutz bieten könnten wie Deutschland, wo Innenminister Friedrich von Asylnmissbrauch spricht und damit das alte Klischee der diebischen Romn_ja hervorholt, die hierher kämen, um von den Sozialsystemen zu profitieren. Anstatt Schutz und ein Obdach zu bekommen werden sie abgeschoben an

einen Ort, von dem sie nur wieder fliehen können. Dieses «Reisen» ist also nicht von Freiheit und Grenzenlosigkeit geprägt, sehr wohl aber von Grenzen und Einschränkungen. Anstatt Romn_ja als potenzielle Opfer von Verfolgung, Mord oder Diebstahl wahrzunehmen, werden sie meist vor(urt)eilig zu Täter_innen erklärt. So stimmen laut einer Studie von Rromnho Kher (2011) 50 % der Deutschen mit der Aussage überein, dass Romn_ja tendenziell kriminell seien. Als Reaktion auf diese extremen Stereotype verheimlichen viele Romn_ja ihre Identität, sie fürchten zu Unrecht bestraft zu werden. So ist die Freiheit, die eigenen Wurzeln nach außen tragen zu können, nicht für Romn_ja vorbehalten. Natürlich sind all diese erlebten Zuschreibungen Vereinfachungen. Nach dem Prinzip «Der Teil steht für das Ganze» werden in Kindergeschichten und Berichterstattung einzelne Roma-Geschichten von Armut, Prostitution und Kriminalität herausgesucht und aufgeputzt. Vereinzelt Geschichten werden immer wieder wiederholt, bis sie in das Gedächtnis jedes Einzelnen eingedrungen sind

¹⁶ Wir schreiben Romn_ja. Während der bekannte Begriff Roma die männliche Mehrzahl beschreibt, steht Rromnja für die weibliche Mehrzahl. Der eingefügte Unterstrich meint also sowohl die männliche als auch die weibliche Mehrzahl und schließen alle Menschen, die sich zwischen den Geschlechtern sehen, ein. Das Rr entspricht dem gerollten R in der Aussprache und stammt aus dem osteuropäischen Romanes.

und bis jede_r einzelne_r Romn_ni in dieses Muster eingepfercht wird, also das Ganze den Teil bestimmt. Tragische Lebensgeschichten werden zu Anklagen formuliert und genutzt um die gängigen Vorurteile zu bedienen. Romn_ja mit einer hellen Haut, einer radikalen Gesellschaftskritik oder einem gut angesehenem Beruf werden unsichtbar gemacht, indem sie nicht genannt werden. Ein sehr klares Beispiel für diese vereinfachenden Zuschreibungen ist der oftmals verwendete Begriff «Zigeuner_in». Dieser Begriff, der immer wieder in Darstellungen von Romn_ja und Sinti_zza reproduziert wird, transportiert eine menschenverachtende Ideologie. Im Mittelalter, einer Zeit in der allein im deutschen Sprachraum 150 rechtliche Verordnungen gegen Romn_ja verfasst wurden, gingen die Menschen davon aus, dass die Wortherkunft der rassistischen Fremdbezeichnung «Ziehgauner», also ziehender Gauner, sei. Diese Herkunft ist schlicht und einfach falsch, zeigt aber inwiefern schon damals die Mehrheitsgesellschaft ihre eigene Unterdrückung gar nicht, die Effekte dieser Unterdrückung aber sehr stark reglementierte. Romn_ja durften sich nicht niederlassen oder Gewerbe treiben, wurden aber für diese überlebenswichtigen

tigen Tätigkeiten gejagt und ermordet. Im Porrajmos, dem Holocaust gegen Romn_ja und Sinti_zza schließlich, bei dem 500.000 von ihnen ermordet wurden, war diese rassistische Zuschreibung ein Todesurteil. Ein «Z» tätowiert auf ihre Arme mit der KZ-Nummer kennzeichnete Romn_ja und andere unter diesem Rassismus verfolgte Gruppen für den Rest ihres Lebens. Schließlich beschlossen Romn_ja aus ganz Europa in der wegweisenden internationalen Konferenz am 08. April 1971, dass die Bezeichnung für alle Gruppen Roma sein solle, damit würdigten sie die Eigenbezeichnung aus dem Romanes. «Roma» ist die osteuropäische Schreibweise, die auch die korrekte Aussprache in der Schrift wiedergibt. Da das Wissen über Romn_ja nicht Teil des Lehrplanes ist, der Porrajmos¹⁷ mit seinen Gräueltaten für die wahren Täter_innen noch nicht Grund genug ist, den Terror gegen Romn_ja abzustellen und weil ebendiese nach wie vor rassistischer Verfolgung ausgesetzt sind, ist es nicht verwunderlich, wenn die Jugendlichen der Me sem Me Gruppe den Schluss ziehen «Roma sind doch eigentlich gar nicht richtig frei».

¹⁷ bezeichnet den Völkermord an den europäischen Roma in der Zeit des Nationalsozialismus.

9.1 INTERVIEW MIT EINER RROMNJA

Wie begegnet dir Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza in der Arbeit?

Zuerst zu meinem Background in der Sozialen Arbeit: Ich habe überwiegend in der Jugendhilfe in unterschiedlichen Bereichen gearbeitet. Zunächst habe ich beim Jugendamt meine Anerkennung gemacht, also sozusagen „staatlich“ gearbeitet. Später war ich als Familienhelferin sehr lange tätig sowie nebenbei in der politischen Bildung. Zuletzt war ich bei einem Träger auf Leitungsebene angestellt. Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza habe ich in all den Bereichen und auf all diesen Ebenen unterschiedlich erlebt.

Es gibt nie reinen Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza. Es ist immer ein Zusammenspiel von Armut, also Klasse, Geschlecht und anderen sozialen Positionen. Unabhängig davon, ob es Flüchtlingsfamilien betraf oder ob es um Kinder und Familien mit Aufenthalt ging, die z.B. direkte Diskriminierungen in der Schule erlebt haben. Hinzu kommt, dass du Rassismus gegen Romn_ja und Sinti einmal auf der Klientenebene und dann auf der Ebene der Professionellen erleben kannst, also ich oder meine Kolleg_innen direkt betroffen waren.

Es gibt aber auch strukturellen Rassismus gegen Romn_ja und Sinti, der über die Gesetzgebung läuft. Ein Beispiel dafür ist das Asylbewerberleistungsgesetz. Flüchtlinge hatten also verminderte Existenzleistungen, für sie galt ein anderes Existenzminimum als für andere Menschen. Daran war der Aufenthalt geknüpft, viele waren von der Abschiebung bedroht und haben Kettenduldungen bekommen.

Ein permanentes prekäres Leben, eine permanente Unsicherheit. Das gekoppelt mit den niedrigen Sozialleistungen, die sie bekommen haben und das wiederum gekoppelt mit dem sozialen Stigma als Romn_ja erkannt zu werden, in der Schule als solche benannt zu werden und auf dem Schulhof mit rassistischen Fremdbezeichnungen für Romn_ja und Sinti_zza beschimpft zu werden. Hier verstärken und verschärfen sich die strukturellen Diskriminierungen und die symbolische ->Stigmatisierung gegenseitig und gleichzeitig in ihrer Wirkung. Diese strukturelle Benachteiligung setzt sich fort bei den Ämtern. Bei den Bezirksämtern gab es dann z.B. Gruppen, die sich speziell mit dem sogenannten Romn_ja-Problem beschäftigt haben.

In der Einzelfallarbeit habe ich überwiegend eine Form von Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza, die sehr stark an die Kategorie Geschlecht gekoppelt war, erlebt. Da wurden ganz klar alleinerziehende Romn_ja stigmatisiert. Also Frauen, die alleinstehend sind und viele Kinder haben. Das war der Klassiker: Es wurde regelmäßig vorausgesetzt, dass die Frauen promiskuitiv leben, also mit verschiedenen Männern viele Kinder hätten. Ein konkretes Beispiel: Ich bin mit der Klientin bei der Unterhaltsvorschusskasse, sie legt ihre Geschichte dar und stellt den Antrag. Danach bittet mich die Sachbearbeiterin von der Unterhaltsvorschusskasse zu bleiben und befragt mich, woran es den läge, dass Roma-Frauen so oft ohne Männer seien, ob das eine kulturelle Eigenschaft sei.

Wie begegnet es dir außerhalb der Arbeit?

Es gibt kein außerhalb der Arbeit (lacht). Die Sozialarbeit dockt sich ja nur an größere Diskurse an. Es gibt da zwar Spezial-Diskurse, die Romn_ja stark stigmatisieren, auch aus historischer Tradition, aber letztlich knüpft sich die Sozialarbeit an große gesellschaftliche Diskurse an und an die politische Situation, d.h. es begegnet mir natürlich überall: Auf der Straße, wenn du Fernsehen guckst, wenn du eine Radio-Sendung hörst, es begegnet dir sogar, wenn du in „coolen ->PoC-Kreisen“ sitzt. Es begegnet dir überall, weil einfach Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza noch sehr unreflektiert abläuft. Es gibt auch sehr wenig Geschriebenes dazu, und aus Romn_ja-Perspektiven noch weniger im Vergleich zu den anderen -ismen und es gibt einfach ein minimales Bewusstsein über Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza in der Gesellschaft und der Widerstand, der läuft nicht so öffentlich. Der Widerstand ist noch überwiegend informell.

Und wie gehst du damit um?

Im Arbeitskontext ist es mir persönlich zunehmend wichtig geworden, nicht auf „Roma-Sozialarbeit“ festgesetzt zu sein, weil du als Romn_i zu einfach verfügbar gemacht wirst, zu einfach als Repräsentationsfigur gegriffen und genutzt wirst. Wenn du auf eine Arbeit angewiesen bist, also dir darüber deinen Lebensunterhalt verdienst, musst du dreimal überlegen, wie kritisch und klar du auftreten kannst. Daher hat sich für mich als Grundregel in der Sozialen Arbeit herauskristallisiert, dass ich als Sozialarbeiterin fachlich kompetent in meinem Bereich bin, also auch nicht auf eine soziale Gruppe in der Arbeit festgelegt werden möchte. Dass mein Herz und viel Wissen, welches ich mit mir bringe, sich auf diese spezielle Arbeit, auf meine persönlichen und inhaltlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema beziehen, steht zusätzlich zu meiner fachlichen Kompetenz. Trotzdem habe ich letztlich viel mit Romn_ja-Familien gearbeitet, weil ich in der Familienhilfe regelmäßig auch Romn_ja-Familien zuge-

teilt bekommen hatte. Trotzdem war ich ja bekannt mit meinem Engagement und habe trotzdem immer sehr viel mitgeredet, wenn es um Romn_ja ging, habe mich da auch reingedrängt in Gruppen-Situationen und bin oft als „Roma-Expertin“ genommen worden und das musste ich auch schon sehr hart verhandeln, es war nicht so sauber zu trennen. Denn, wenn du dich einmal outest, kannst du dich schwer dem Identitäts- und Identifikationsstrudel entziehen. Eine Beteiligung im Rahmen herrschender Strukturen hat ja auch den großen Vorteil, Entscheidungen beeinflussen zu können, aber auch den Nachteil von Instrumentalisierung und bedarf wirklich großer Abwägung und Reflexion. Eine wichtige Strategie für mich ist genau zu entscheiden, mit wem ich zusammenarbeite und da sind Romn_ja-Selbstorganisationen ganz klar für mich die ersten Adressatinnen. Eine andere erfolgreiche Strategie bisher war, ganz bewusst in einem ->PoC-Träger zu arbeiten. Wir hatten hier auch sehr unterschiedliche Positionierungen, aber ich war in meinem Träger emotional offener, auch mit Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza umzugehen und es gab eine Solidarität über die Grenzen der Identitätszuschreibungen hinweg. Eine weitere wichtige persönliche Strategie ist, in beruflich anerkannte und einflussreiche Positionen zu gelangen, aus diesen heraus lässt es sich leichter verhandeln.

Eine große Bedeutung für mich hat die Vernetzung mit anderen Romn_ja und Sinti_zza, mit denen ich berufliche, politische und andere Erlebnisse teilen kann und trotz oder gerade wegen unserer zum Teil ganz unterschiedlichen Positionierungen Unterstützung erlebe.

Wie ist dir das Thema in deiner Ausbildung begegnet?

Gar nicht, überhaupt nicht.

Und was hättest du dir gewünscht? Wie hätte es behandelt werden müssen?

Ich muss dir ehrlich sagen: Lieber nicht über Romn_ja reden. Also ich kann mir in diesem System nicht vorstellen, dass gut über Romn_ja geredet wird, weil viel ethnisiert wird. Es muss über Grenzregime geredet werden, es muss über Sozialgesetzgebung geredet werden. Es muss über institutionellen Ausschluss und Diskriminierung geredet werden, an diesen Fachhochschulen, denn dort lernst du ja Arbeitsrecht, Sozialrecht, Verwaltungsrecht usw. Aber du lernst kaum: Wer wird damit ausgeschlossen. Wer ist privilegiert und wird bevorteilt? Ich finde, zu einer ordentlichen Ausbildung gehört es, das zu wissen. Sozialarbeiter_innen können sich in ihrer Freizeit mit Rassismus gegen Romn_ja und Sinti_zza beschäftigen oder in Workshops, weil sie es ja praktizieren, in ihrer Arbeit, aber im Studium bin ich eigentlich ganz froh, wenn sie nicht über Romn_ja reden.

10. KLASSISMUS

Klassismus beschreibt die Diskriminierungsform aufgrund des sozialen Status innerhalb der Gesellschaft. Die Unterdrückung richtet sich gegen die Arbeiter_innenklasse und die sogenannte Armutsklasse. Die Diskriminierung richtet sich gegen Praktiken und Meinungen, denen Menschen bezüglich ihrer sozioökonomischen Klasse zugeordnet werden.¹⁸

Fast die gesamte Ausrichtung der Gesellschaft orientiert sich an der Mittelklasse, ob nun Bildung, Unterhaltung, Sprache oder Medien, alle prägen ein gemeinsames Einverständnis, das sich über Macht, Geld, Habitus (Art des Auftretens, Benehmens) oder Besitz definiert. Ein bestimmter gesellschaftlicher (Mittelstand-)Status gilt als erstrebenswert und diejenigen, die diesen Status nicht haben sind a) selbst daran schuld und sollten b) versuchen, diesen zu erreichen. Es ist jedoch ein Mythos, dass alle Menschen mit den gleichen Chancen geboren werden und demnach kann auch nicht jede_r alles erreichen, wenn er_sie es denn will. Eine solche Chancengleichheit setzt voraus, dass jeder Mensch die gleichen Ressourcen besitzt, dass jeder Mensch die gleiche Bildung genießen kann, dass jeder Mensch sich innerhalb der Gesellschaft frei und ohne Hindernisse bewegen kann. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Geboren werden in der Arbeiter_innenklasse bzw. in der Armutsklasse heißt häufig, dass Menschen wenige finanzielle Mittel haben und für wenig Geld sehr viel arbeiten müssen. Dies wirkt sich so auf ihre Lebenssituation aus, dass sie oft beengt wohnen, wenig Zeit für Bildung bzw. Weiterbildung aufbringen können und dadurch auch nicht die notwendigen Werkzeuge erwerben, um z.B. durch Bildung in eine bessere gesellschaftliche Stellung zu gelangen, die eben auch eine bessere finanzielle Lage verspricht. Meist ist der „höhere“ Bildungsweg mit Kosten verbunden, die nicht getragen werden können. Häufig mangelt es auch innerhalb der eigenen Umgebung an Vorbildern. Der Glaube, etwas schaffen zu können, sollte eben auch durch Erfahrung oder Erleben genährt werden. Dem entgegen stehen die privilegierten Klassen, die davon ausgehen, ihre Stellung stünde ihnen zu. Klasse wird nicht als auch „erbliche“ Größe verstanden, sondern als eine persönliche Errungenschaft. Doch wenn wir Klasse als etwas verstehen, was einen Menschen prägt in den unterschiedlichsten unbewussten Bereichen, so können wir sagen, Personen aus privilegierten Klassen bewegen sich mit Leichtigkeit innerhalb der Gesellschaft, denn sie sprechen die Sprache, die ihnen Türen öffnet, und haben keine Angst im Umgang mit Autoritäten. Dies lässt sich leicht am Beispiel Schule untersuchen. Die Regelschule in Deutschland reproduziert Klassenverhältnisse. Es kann gesagt werden, dass Schüler_innen aus der Arbeiter_innenklasse und der Armutsklasse eher „untere“ Schultypen besuchen, welche ihnen schlechtere Abschlüsse geben und somit weniger Berufsmöglichkeiten eröffnen. Schüler_innen aus

privilegierten Klassen besuchen meist die „oberen“ Schultypen (z.B. Gymnasium), schließen diese mit Abitur ab und haben die Möglichkeit, weiterführende Ausbildungen zu machen oder eine Universität zu besuchen.

Schule ist Mittelstandskultur. Die Gewohnheiten und der allgemeine Sprachgebrauch stammen aus der Mittelklasse. Für viele Kinder aus der Arbeiter_innen- bzw. Armutsklasse bedeutet der Schuleinstieg einen Kulturschock, den sie durch Anpassung zu überwinden versuchen. Je mehr sie sich anpassen, desto mehr werden sie toleriert (Toleranz = Aushalten). Je weniger sie sich anpassen (können/wollen), desto mehr werden sie stigmatisiert. Dies hat Auswirkungen auf den Umgang mit Schule und Bildung. Oft finden sich die Lebensrealitäten der Kinder z.B. in Lehrbüchern nicht wieder. Arbeiter_innenkindern oder Kindern aus der Armutsklasse wird gemeinhin unterstellt, sie litten unter Spracharmut oder hätten Sprachrückstände. Die Sprache wird im Allgemeinen als „anders“ und somit schlechter wahrgenommen, als direkter und einfacher und vor allem vorhersehbar. Kinder müssen oft für sich eine neue Sprache erlernen, in der einige Begriffe und Ausdrücke auf einmal inakzeptabel sind und werden somit tatsächlich „sprachärmer“. Die Sprache der privilegierten Klassen wird in nahezu allen gesellschaftlichen Kontexten als höher bewertet, daher muss auch Sprache als Mittel der Unterdrückung verstanden werden. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass sich diese Mechanismen (auch unbewusst) auf Lehrkräfte übertragen und darauf, wie sie Kinder aus de-privilegierten Klassen wahrnehmen und bewerten. Die Folgen können sein: Schuldistanz und allgemein eine Abneigung gegen Schule und Bildung und der Wunsch, schneller selbstständig zu sein, um eigenes Geld zu verdienen.

Bildungsklassismus greift schon in frühen Jahren und bleibt den meisten Menschen, die davon betroffen sind, ein großes Rätsel. Klassismus ist nach wie vor ein Thema, welches nur wenig gehört und verstanden wird. Daher gilt insbesondere für Erzieher_innen und Sozialarbeiter_innen, dass sie sich mit ihrer eigenen Klassensozialisation auseinandersetzen müssen, um Klassenverhältnisse in ihren Einrichtungen zu erkennen und zu thematisieren, um durch ihre pädagogische Arbeit tatsächlich eine Chancengleichheit anzustreben.

¹⁸ Literaturempfehlungen: Kemper/Weinbach (2009): Klassismus - Eine Einführung. Münster. Meulenbelt (1988): Scheidelinien - Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Hamburg.

10.1 METHODE: ÄH – NEE LISTE

Wie bereits erwähnt, wird die Sprache der privilegierten Klassen in nahezu allen gesellschaftlichen Kontexten als „besser“ bewertet. Deshalb ist Sprache auch ein Mittel der Unterdrückung, von der all diejenigen betroffen sind, die sie aufgrund ihrer z.B. Klassenzugehörigkeit nicht verstehen.

Im Zuge unserer Arbeit kommt es oft vor, dass Themen auf einer sehr akademischen Ebene diskutiert werden. Wir haben deswegen eine „ÄH – NEE“-Liste entwickelt. Auf dieser Liste werden Wörter gesammelt, die eine Diskussion zu hochschwellig gestalten und somit bestimmte Personen und Personengruppen ausschließen. Die auf der Liste stehenden Wörter dürfen innerhalb von Gesprächen und Diskussionen nicht genutzt werden. Sollte ein Wort doch fallen, wird es durch die Gruppenleiter_innen oder Teilnehmenden der Gruppe mit dem Ausdruck „äh, nee“ kommentiert. Der_die Sprechende wird angehalten, das Wort zu umschreiben, es in eine einfache Sprache zu übersetzen oder ein Alternativwort zu finden.

Wörter und Ausdrücke auf der „ÄH-NEE“-Liste können sein:

- Label
- objektiv/ subjektiv
- gesellschaftliche Ebene
- Spannungsfeld
- Individuum
- Abstraktion
- sensibilisieren
- Diskurs
- dekonstruieren/ konstruieren
- Normativität
- Machtverhältnisse
- Differenz(linie)
- Dichotomie
- Binarität
- Rezipient
- evaluieren
- eruieren
- Subtext
- Kontingent
- Konsens
- Quintessenz
- performativ
- (Anglizismen)
- Trigger(n)

Die Liste kann ständig von der Gruppe und der Gruppenleitung erweitert werden. Sie sollte kurz eingeführt und sichtbar für alle im Raum aufgehängt werden. Ziel ist es, Sprache als ein Instrument zu verstehen, welches bestimmte Personen ausschließen kann. Gerade in der Diskussion um Klassismus ist es wichtig, diese für alle zugänglich zu führen!

11. ABLEISM

Laut Daten des statistischen Bundesamtes lebten in Deutschland im Jahr 2009 mehr als 9,6 Millionen Menschen mit sogenannter Behinderung - allerdings sind diese Menschen nicht behindert, sie werden durch ihre Umwelt und ihre Mitmenschen behindert.

Die Welt in der wir leben, ist auf eine bestimmte ->Norm ausgerichtet, die eine durchschnittliche Körpergröße konstruiert und davon ausgeht, dass alle Menschen dieser entsprechen und zudem sehen, lesen, hören und gehen können¹⁹. Zu dieser Norm gehört auch, dass alle Menschen gesund sind. Häufig sind chronische Krankheiten nicht auf den ersten Blick sichtbar. Erkrankungen wie Epilepsie oder Asthma bestimmten jedoch den Alltag der daran Erkrankten. Außerdem sind bestimmte Krankheiten nach wie vor mit Ängsten und Vorurteilen behaftet. Epilepsie galt vor nicht allzu langer Zeit noch als „Geisteskrankheit“ und auch über den HI-Virus gibt es weit verbreitete Vorurteile.

Wie alle anderen Diskriminierungsformen ist auch Ableism institutionalisiert, das heißt, dass Schulen, Universitäten, Kindergärten und andere Einrichtungen darauf ausgerichtet sind, dass sie ohne Probleme von den Menschen genutzt werden können, deren Körper der „Norm“ entsprechen. Das hängt unmittelbar damit zusammen, dass auch Architekt_innen und Möbelbauer_innen – sofern sie selbst nicht behindert werden – von „Normalitätsbildern“ ausgehen. Dementsprechend bauen sie auch Häuser und Möbel, die an einem durchschnittlichen Standard der nicht beeinträchtigten Mehrheitsgesellschaft orientiert sind.

Häufig werden Menschen, die behindert werden, auf diese Eigenschaft reduziert und sie werden oft bevormundend behandelt, indem ihnen ihre eigene Handlungsfähigkeit abgesprochen wird. Dies wird vor allem daran deutlich, dass Menschen, die nicht behindert werden, es als eine Beleidigung empfinden, wenn ihre angebotene Hilfe abgelehnt wird. Sicherlich war das Anbieten der Hilfe gut gemeint, jedoch können Menschen, die behindert werden, selbst entscheiden, wann sie Hilfe brauchen und von wem sie diese in Anspruch nehmen. Oft wird ein Bedürfnis von Hilfe vermutet, obwohl die Person gar nicht

auf Hilfe von außen angewiesen ist. Die Person ohne Behinderung hilft dann häufig und hat das eigene Gewissen beruhigt.

Der Impuls, Menschen, die behindert werden, sofort helfen zu wollen, rührt daher, dass Menschen, die behindert werden, in Medien oft als hilfsbedürftig dargestellt werden. In Zeitungsartikeln und Medien ist häufig davon die Rede, dass Menschen „an den Rollstuhl gefesselt sind“ oder ihren „Alltag trotz der Behinderung tapfer meistern“. Damit werden Bilder geschaffen, in denen die Menschen auf ihre sogenannte Behinderung reduziert werden. Außerdem wird dabei ausgeblendet, dass die Person noch viel mehr sein kann, außer behindert zu werden. Damit wird gar nicht erst die Möglichkeit eingeräumt, dass Menschen, die behindert werden, genauso gut Anwalt_innen, Politiker_innen, Künstler_innen etc. sein können. Die bestehenden Bilder über Menschen, die behindert werden, existieren auch deshalb, weil auch die Redaktionsräume mit Menschen gefüllt sind, die nicht behindert werden. Deshalb ist davon auszugehen, dass Journalist_innen ebenfalls die bestehenden Bilder reproduzieren, solange sie sich nicht mit der Thematik auseinandersetzen.

Auch Pädagog_innen sind von einer „Normalität“ geprägt, die eine Realität schafft, von der Menschen, die behindert werden, ausgeschlossen sind. Das zeigt sich auch in der (Alltags-) Sprache. Erkrankungen werden häufig im Sinne einer Abwertung und Beleidigung benutzt: „Blinde Kuh“ oder „Tauben Nuss“ sind neben Sätzen wie „Bist du behindert?“ in den allgemeinen Sprachgebrauch vieler Menschen eingegangen.

Wir als Pädagog_innen mit und ohne sogenannte Behinderungen sind dafür verantwortlich, Menschen, die behindert werden, miteinzubeziehen, ohne sie zu bevormunden.

¹⁹ Vgl. Rommelspacher 1999: 7

11.1 INTERVIEW IN EINER THERAPEUTISCHEN JUGENDWOHNGRUPPE

Im Folgenden ist ein Interview wiedergegeben, das in einer therapeutischen Jugendwohngruppe geführt wurde. Alle drei Jugendlichen befinden sich wegen sogenannter Störungen des Sozialverhaltens und aggressivem/ autoaggressivem Verhalten in Behandlung. (Alle Namen sind geändert)

Ich beschreibe euch mal kurz, wieso ich dieses Interview mit euch führe. Unser Verein arbeitet gerade an einer Broschüre gegen Diskriminierungen. Eine Diskriminierungsform davon ist Ableism – die Diskriminierung von Menschen, die behindert werden. Darunter fallen auch die Menschen, die als „psychisch krank“ gelten, chronische Erkrankungen haben und ähnliches. In der Broschüre sollen auch mal Menschen zu Wort kommen, die mehr dazu sagen können, etwas über sich erzählen und die Menschen in sozialen Berufen motivieren sollen, ihre Arbeit ein wenig zu verbessern. Es ist ja leider meistens so, dass bestimmte Menschen immer thematisiert werden, aber selbst nicht gefragt werden, was sie sich wünschen. Ihr wohnt ja alle hier in dieser therapeutischen Einrichtung und ihr drei wurdet mir vorgeschlagen, als ich diese Einrichtung nach Interviews zum Thema Diskriminierung fragte. Mir wurde berichtet, dass ihr alle unter Aggressionen leidet.

Findet ihr euch denn aggressiv?

Deniz: Eigentlich nicht. Ich verletze mich selbst.

Isa: Ja, auf jeden Fall! Da haben sie auf jeden Fall recht.

Michelle: Ich bin krass aggro! Das merkt man doch, oder? Kriegst du schon Angst? (lacht)

(lacht) Ja ja, deswegen habe ich meinen Ordner auch schon so als Schutzschild bereit in meiner Hand.

Ihr seid ja in therapeutischer Behandlung. Glaubst ihr, das hilft euch?

Deniz: Naja, ich dachte zuerst, es macht es alles noch schlimmer und ich habe auch am Anfang mehr geritzt und geschnippelt und so. Ich mach das aber nicht mehr so oft. Ich habe jemand, der mir zuhören tut und das tut mir gut, glaub ich.

Isa: Nö, schreie immer noch rum, wenn mich was nervt und mir keiner zuhört. Ich schreie erst recht rum, wenn die versuchen, mich zu verstehen. Die kennen das doch gar nicht und tun einen auf Freund und so. Ich kiffe nicht mehr, deswegen denkt die Psychotante, sie hat mir geholfen. Ich hatte voll den heftigen Absturz! Will nie wieder Gras rauchen! Weil ich jetzt besser nachdenken kann, so nüchtern, kann ich auch besser mit der reden.

Michelle: Auf jeden! Ich hab früher nur gewartet, dass jemand mich blöd anlotzt. Habe dem Mädchen oder dem Typen immer sofort eine gegeben und mich totgelacht dann. Jetze hab ich schon manchmal ein schlechtes Gefühl und so. Schlage auch keine Opfer mehr. Schlag nur noch Mädchen, die mich richtig stressen und so, aber eher als Schutz und so. Die Psychologin hat mir geholfen. Sie sagt immer sowas, wo ich denke WOW! Warum weiß die soviel! Sie guckt echt in meinen Kopf und ok, manchmal macht sie mich auch dumm an und ich gehe dann einfach.

Glaubt ihr, dass euch die Erzieher_innen und Sozialarbeiter_innen bei diesem Punkt helfen können? Also in dem Punkt, dass ihr weniger aggressiv seid?

Isa: Nein so mal gar nicht. Die machen mich doch aggro. Die wollen immer reden und so. Wenn ich auf 180 bin, kommen die an mit ihren Jesus-Schuhen und quatschen mich voll so ruhig an und so. Die sind auch so alt alle und hören voll die scheiß Musik! Weißt du, so Leute wie du sind schon cooler. Du hörst auch Hip Hop und so (spielt auf das Hip-Hop-Shirt der Interviewerin an). Du bist auch Ausländer. Ich will nicht immer mit Deutschen reden. Über meine Familie und so. Die denken ja voll oft nicht gut über unsere Familien, verstehst du? (Interviewerin nickt.)

Michelle: Ja, ich bin Deutsch. Aber will auch nicht mit den immer reden! Ich mag Türken und Araber mehr. Die Betreuer wollen immer dann reden, wenn ich voll sauer bin und ich soll dann noch Küchendienst machen und so. Als wäre die Küche das schlimmste Problem. Die denken gar nicht nach! Wenn die ihre scheiß Ruhe haben wollen, machen sie die Tür zu und wir dürfen nicht rein. Aber die selber kommen rein und sagen dann immer: „Äh, kann ich mal mit dir reden?“ Entweder sollen die einfach losquatschen oder sich verpissen.

Und wie ist es bei dir Deniz?

Deniz: Weiß ich nicht. Die machen schon alles Mögliche, reden mit mir und helfen mir.

Wenn ihr etwas an der Arbeit der Sozialpädagogen_innen und Erzieher_innen verändern könntet, was wäre es?

Michelle: Joa, denke schon. Die sollen bloß mal chillen. Ich

hasse das ja, wenn die immer reden wollen. Deswegen habe ich auch Peter (ein Betreuer) geschlagen einmal. Ich bin aggro und die wollen reden und mein Kopf therapieren. Ich mag Peter übertrieben. Aber ich war schon oft voll krass aggro wegen Schule und irgendwelche Idioten. Da haben die dann schon coole Sachen gesagt, wo ich dann auch chillig geworden bin. Die Betreuer sollen einfach mal mich fragen. Ich weiß manchmal besser, was gut für mich ist.

Deniz: Die müssen uns mehr vertrauen. Ohne uns hätten die ihre Arbeit nicht. Eigentlich sind die gut und fachlich, aber die könnten manche Jugendliche hier auch mal kurz in Ruhe lassen. Die wollen immer gleich alles berechnen und manchmal ist das zu viel. Es sollte vielleicht so eine Besprechung auch mal geben, wo wir Jugendliche zusammen Sachen entscheiden und es wenigstens versuchen, so zu machen, wie wir es wollen.

Isa: Andere Musik hören! (alle lachen) Und die sollen uns in Ruhe lassen manchmal! Ich mag die echt wirklich alle irgendwie. Aber die kotzen mich an ja! Die reden immer übertrieben doll so eine Doktorsprache mit uns und ich versteh nichts. Gar nichts! Die sind doch nicht Therapeuten oder sowas. Wenn ich von der Therapie komme, bin ich immer voll kaputt wegen soviel Reden, dann wollen die immer alles wissen und so. Wieso? Die reden doch sowieso alle nochmal danach über mich.

Wie meinst du das?

Isa: Als ob nicht die Psychologin später die anruft und denen sowieso alles erzählt.

Hm... Soweit ich weiß, dürfen die das gar nicht. Die haben ja eine Schweigepflicht.

Isa: Ja, drauf geschissen! Die schreibt doch unser Gutachten und das bekommen die ja sowieso. Wenn ich aggro bin, sollen die mich in Frieden lassen. Ich bin doch kein Quatsch-Automat. Wenn die kommen und mich volltexten, wegen Müll-Trennung und so oder die sehen, dass ich grad voll aggro bin und dann fragen die mich sinnlose Fragen wegen irgendwelchen dummen Sachen, das regt mich so auf. Die hören nicht richtig auf mich. Die sprechen auch wenig miteinander.

Deniz: Machen die doch. Die reden viel zusammen. Die wissen auch immer alle, was grad los ist. Stört mich manchmal, aber ist ja wichtig. Meine Therapeutin sagt immer, dass nur ich mir selbst helfen kann und ich Hilfe kriege dabei. Ich verstehe nicht immer, was sie mir sagen will, aber später komme ich selbst drauf. Michelle ist ja auch nicht ohne. Du flippst ja immer total aus, wenn was

nicht so ist, wie du es willst. Da sollen die Therapeuten ruhig mal mit den Betreuern hier reden.

Michelle: Nein bloß nicht, haha! Dann wissen ja alle, was ich so rede mit der! Aber die sollten schon wissen, dass ich in der Therapie nie aggro bin. Ich glaube, die Therapeutin redet über mich mit den Sozis, aber erzählt nicht private Sachen oder so. Ich denke aber, dass die Sozis auch Therapie brauchen. Die kommen manchmal gar nicht klar mit mir, wenn ich wieder ausraste. Die sind ja manchmal Schuld dadran, wenn ich aggro bin, weil die soviel reden wollen und immer ruhig reden so. Ich will manchmal nicht ruhig reden, weil ich voll viele Gefühle und so habe. Manchmal bin ich gut drauf und rede deswegen so laut und auch dann wollen sie leise reden. Ist doch nicht normal ja! (Alle lachen) Die sind so ruhig, wenn ich die beschimpfe und so, das macht mich auch aggro. Ich geb zu, ich provoziere manchmal voll einfach so. Nur, weil ich die mal nicht ruhig sehen will. (wieder lachen alle)

Isa: Die mussten doch alle Bücher lesen oder so um hier arbeiten zu können. Da steht bestimmt auch sowas wie normal sein als Betreuer drin. Die vergessen manchmal aber, dass wir auch Normalos sind. Wir haben nur scheiß Familien und so. Die Psycho-Frau kann denen ja sagen, wie die mit uns reden sollen.

Deniz du wolltest vorhin auch noch was sagen.

Deniz: Äh... Ja... Ich weiß es nicht mehr. Ja doch. Al-soooo, ich bin ja eigentlich gar nicht aggressiv. Ich habe nur Probleme und lass die an mir selbst aus. Die behandeln mich aber so wie die anderen Aggressiven hier. Die denken, ich flippe irgendwann aus und ritze dann andere Leute oder so. Ich brauche einfach mal einen klaren Kopf und viel Zeit, damit ich mich nicht mehr selbst verletze. Da müssen die auf jeden Fall anders drauf gucken. Wir sind nicht alle gleich. Ich habe andere Probleme als andere hier. Jeder hat seine eigenen Probleme. Das einzige, was wir gemeinsam haben, ist unser Alter.

Isa: Häää, du bist zwei Jahre jünger als ich!

Deniz: (lacht) Na gut, dass wir alle noch keine 18 sind.

Michelle: Alle müssen checken, dass ich meine Ruhe brauche und nicht immer therapiert werden will. Bei manchen ist das ja ok, wenn die sofort reden müssen, aber nicht bei mir ja. Wenn ich Zeit habe und will, dann denke ich auch drüber nach und habe ein schlechtes Gewissen danach.

Was denkt ihr, wie andere Menschen über euch denken? Menschen, die nichts mit eurer Einrichtung zu tun haben? Menschen, die nur hören, dass ihr aggressiv seid?

Deniz: Ich denke (lacht), dass sie Mitleid mit mir haben. Aber manchmal schauen sie schon auf meine Arme und halten mich für eine Gestörte.

Michelle: Sieht ja auch krass aus, deine Arme.

Deniz: Ja, sieht es auch. Ich meine aber, dass es meine Sache ist. Manche fragen mich auch direkt danach oder schauen so weg, dass ich das merke. Manche Menschen können nichts essen, wenn sie im Stress sind oder weinen. Ich ritzte mich halt. Das ist meine Art, mit Stress umzugehen.

Isa: Alle Mädels leben hier, weil es zu Hause nicht mehr ging. Wir haben alle nicht gelernt, mit unseren Problemen normal umzugehen. Ich habe viel Scheiße gebaut früher und manchmal immer noch. Die machen alle voll Stress dann und fragen mich nicht mal, wieso ich das mache.

Glaubst du, wenn die dich fragen, wieso du das alles machst, dass sie es dann okay finden würden?

Isa: Nein Mann. Auf keinsten. Aber sie würden wissen, dass ich das nicht aus Spaß mache. Es ist nicht okay, was ich mache. Ich habe aber Gründe.

Deniz: Genau, wir haben alle Gründe. Und wegen diesen Gründen machen wir das. Die Menschen, die über uns schreiben oder lesen, sollen sehen, dass wir so sind, weil die auch Schuld daran sind.

Schuld?

Deniz: Ich mach das nicht einfach so. Wenn ich gelernt hätte, wie man mit so was umgeht, hätte ich das nicht gemacht. Ich habe damals im Fernsehen ein Bericht gesehen von so Emo-Jugendlichen und dann habe ich auch angefangen. Manchmal gucken wir uns Sachen aus dem Fernsehen ab.

Isa: Ja. Die sind auch Schuld. Ich wusste nicht, mit wem ich reden kann. In der Schule wollte ich nicht mit Lehrern sprechen. Die hatten sowieso ein Hass auf meine Familie, weil meine Eltern kein Deutsch können. Was soll ich da noch mit denen reden? Wenn die meine Familie eh scheiße finden.

Michelle: Mit mir wolltten Lehrer immer reden. Weil ich schlecht war in der Schule und meine Mutter nie gekommen ist zum Elternabend. Aber ich wollte nicht über meine Familie sprechen. Wollte kein Mitleid und so.

Deniz: (lacht) Jaa, jaa, Mitleid.

Wollt ihr noch was loswerden? Irgendwas sagen?

Isa: Keine Ahnung! Ist doch alles gesagt! Ich will nur endlich locker sein und nicht immer Stress mit den Bullen und den Leuten hier haben.

Michelle: Ja, Bullen, ja. (lacht)

Deniz: Danke, dass du hier warst. Ich weiß jetzt mehr über die anderen beiden.

Ich danke euch.

12. ALTERSDISKRIMINIERUNG – AGEISM

Diskriminierung aufgrund des Alters erleben nicht nur Kinder und Jugendliche. Auch älteren Menschen werden in Verbindung mit ihrem Alter gewisse stereotype Eigenschaften zugeschrieben, wie zum Beispiel verbittert und unflexibel zu sein. Außerdem werden ihnen gleichzeitig Fähigkeiten abgesprochen, wie zum Beispiel allein rationale Entscheidungen treffen zu können.

Im Allgemeinen leben wir in einer Gesellschaft, die einen Jugendwahn verfolgt. So gibt es eine riesige Industrie, die mit Anti-Ageing- und Anti-Haarausfall-Produkten und Facelifting Menschen ein besseres Leben verspricht. Altern gilt als unattraktiv, als etwas Unangenehmes und Angsteinflößendes, dem viele Menschen so lange wie möglich versuchen zu entgehen.

In der Öffentlichkeit werden ältere Menschen oft als Last für die junge Gesellschaft angesehen. Es gibt eine sehr einseitige negative Darstellung vom Altern, die eng mit der Vorstellung verbunden ist, Menschen seien nur so lange etwas wert, wie sie den Arbeitsmarkt aktiv unterstützen. Gleichzeitig wird der Zugang zum Arbeitsmarkt für ältere Menschen erschwert. So ist es oft nahezu unmöglich für ältere Menschen, die lohnarbeitslos²⁰ sind, Jobs zu finden.

Weitere Formen von Ausschlüssen erfahren ältere Menschen im Bereich der Gesundheitsversorgung. Viele Menschen bemängeln, dass sie mit fortschreitendem Alter

von Ärzt_innen nicht mehr ernstgenommen und nicht richtig behandelt werden²¹. Versicherungen nehmen oft ältere Patient_innen nicht mehr auf. Auch vergeben die meisten Kreditinstitute keine Kredite mehr an Menschen über 65. Zusätzlich werden Dispokredite gestrichen. Das bedeutet für einige Menschen, dass sie über dreißig Jahre ihres noch kommenden Lebens vieler Rechte beschnitten werden. Zusätzlich zu den aufgelisteten Beispielen gibt es noch viele andere Bereiche der Ausschlüsse.

Die Abwertung des Alterns betrifft alle Menschen. Die Vorstellung, gewisse Dinge im jungen Erwachsenenalter erledigt haben zu müssen, weil man sonst „zu alt“ sei, sein Leben zu leben, setzt viele Menschen unter Druck und verbreitet eine ständige „Torschlusspanik“. Außerdem wird ein Bild erzeugt, nachdem wir alle langsam auf das unausweichliche Verderben zugehen. Dass diese einseitige Darstellung von Altern Angst auslöst, ist nicht verwunderlich. Gäbe es ein vielfältigeres Bild vom Altern, sowie mehr Rechte für ältere Menschen, könnten mehr Menschen ihr Leben freier gestalten.

²⁰ Ich benutze bewusst den Begriff „lohnarbeitslos“, um zu verdeutlichen, dass auch Menschen ohne (Lohn-) Arbeit tagtäglich viel Arbeit haben können. Dazu können Hausarbeiten, Arbeitsagenturformalitäten, Ehrenämter wie auch vieles andere gehören.

²¹ Die folgenden Beispiele stammen aus der Broschüre „Altersdiskriminierung – (k)ein Thema?“ der Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung, Berlin 2009.

12.1 EINFÜHRUNG METHODE: EIN SCHRITT NACH VORN

Kurzbeschreibung:

Diese Übung dient dazu, gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse, Privilegierungen und Deprivilegierungen zu verdeutlichen und für ungleiche Chancenverteilung in der Gesellschaft zu sensibilisieren.

Rahmenbedingungen:

Zeit : 75 min

Gruppe : 12–25 Teilnehmende ab 14 Jahren

Material : Anlage «Identitätsbausteine» und eine Kopie der Anlage mit den Fragen

Raum : Der Raum muss genug Platz dafür bieten, dass sich alle Teilnehmenden in einer Reihe aufstellen können und von dort aus mindestens 8 m nach vorn gehen können (ggf. ins Freie gehen).

Ziele:

- Einfühlung in die realen Lebensbedingungen gesellschaftlicher Minderheiten oder kultureller Gruppen
- Förderung von Empathie mit Menschen, die nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören
- Reflexion der eigenen Position in der Gesellschaft
- Reflexion und Verstehen gesellschaftlicher Verhältnisse

Vorbereitung:

Die vorgeschlagenen Identitätsbausteine sind in vier Gruppen geteilt:

Anlage I: Herkunft, Alter und sexuelle Orientierung

Anlage II: Bildungsgrad, Beruf

Anlage III: Religion/Weltanschauung und Geschlecht

Anlage IV: körperliche Beeinträchtigungen und sozialer Status

Hierbei handelt es sich um einen Vorschlag. Die Bausteine können je nach Zusammensetzung der Gruppe verändert oder ergänzt werden.

Wichtig ist, dass möglichst viele Differenzlinien (wie: Geschlecht, Staatsangehörigkeit, Alter, Herkunft, sexuelle Orientierung, ->Hautfarbe, Bildungsgrad, sozialer Status etc.) angesprochen werden. Auch die vorgeschlagenen Spielfragen (siehe Arbeitsblatt «Spielfragen») sollten an die jeweilige Gruppe bzw. das Thema, um das es vorrangig gehen soll, angepasst werden. Es hat sich bewährt, etwa 15 Fragen zu stellen.

Ablauf der Übung:

Alle Teilnehmenden ziehen jeweils eine Rollenkarte aus jeder der vier Kategorien. Die Zusammenstellung ergibt die Rolle, in die die Teilnehmenden für die Übung schlüpfen werden. Die Teilnehmenden sollen sich in ihre Rolle hineinversetzen. Zur Unterstützung können sie die Augen schließen. Die Gruppenleiter_innen können folgende oder ähnliche Fragen stellen, um den Prozess zu beschleunigen:

- Wie heißt du?
- Wie war deine Kindheit?
- Wie sieht dein Alltag aus?
- Wo lebst du?
- Was machst du in deiner Freizeit?

Die Karten sollen niemandem gezeigt werden, es soll auch kein Gespräch über die «neue» Identität stattfinden. Nun stellen sich die Teilnehmenden in einer Reihe an einer Wand des Raumes auf. Kündige an, dass nun eine Reihe von Fragen gestellt wird. Alle, die in ihrer Rolle eine Frage mit „Ja“ beantworten können, gehen einen Schritt vor. Antworten sie dagegen mit „Nein“ oder wissen die Antwort nicht bzw. sind sich unsicher, so bleiben sie stehen. Es geht bei der Beantwortung der Fragen um eine subjektive Einschätzung, die wichtiger ist als sachliche Richtigkeit.

Stelle nun der Reihe nach die Fragen. Lass den Teilnehmenden nach jeder Frage einen Moment Zeit, um die Frage für sich im Stillen zu beantworten, und fordere sie dann auf, ggf. einen Schritt vorzugehen.

Stelle alle Fragen, die du ausgewählt hast. Die Teilnehmenden gehen schweigend nach vorn oder bleiben stehen. Sie sollen dabei ihre Rolle immer noch für sich behalten. Wenn alle Fragen gestellt sind, bleiben die Teilnehmenden für den ersten Teil der Auswertung in ihrer Rolle an ihrem Platz stehen.

Auswertung – Phase 1

Die Auswertung erfolgt zunächst an dem Ort, wo die Teilnehmenden in ihrer Rolle stehen geblieben sind. Fordere sie auf, ihre eigene Position für sich selbst zu reflektieren:

- Schaut euch einmal um, wo ihr gerade steht. Wo stehen die anderen? Wie fühlt sich das an?
- Gehe nun auf das Spielfeld und spreche einzelne Personen bezüglich ihrer Position an. Dabei sollten sowohl Personen, die ganz vorne stehen, als auch solche, die weit zurück geblieben sind, sowie Personen aus dem Mittelfeld angesprochen werden (wenn die Gruppe relativ klein ist, können auch alle befragt werden):
 - Wie fühlst du dich (innerhalb deiner Rolle)?
 - Wie ist es, so weit vorne zu sein? Oder wie ist es, immer nicht voran zu kommen?
 - Wann haben diejenigen, die häufig einen Schritt nach vorne machten, festgestellt, dass andere nicht so schnell vorwärts kamen wie sie?
 - Wann haben diejenigen, die weit hinten blieben, gemerkt, dass die anderen schneller vorwärtskamen?

Nachdem sich die Einzelnen zu ihrer Position geäußert haben, werden sie gebeten, ihre Rolle den anderen in der Gruppe vorzustellen. Die hinten Stehenden bemerken meist schnell, dass sie zurückbleiben, während die Vorderen häufig erst zum Schluss bemerken, dass andere nicht mitkommen. An dieser Stelle sollte darauf hingewiesen werden, dass auch in der Realität denjenigen in privilegierten Positionen häufig ihre Privilegien so selbstverständlich sind, dass sie sie überhaupt nicht wahrnehmen, wohingegen diejenigen in marginalisierten Positionen ihre Deprivilegierung meist alltäglich spüren.

Auswertung – Phase 2

Für den zweiten Teil der Auswertung sollten die Teilnehmenden ihre Rollen „abschütteln“, „ausziehen“ oder „abstreifen“ und „wegwerfen“, um aus den Rollen herauszukommen. Die weitere Auswertung findet im Stuhlkreis im Plenum statt.

Allgemein

- Wie ist es euch mit der Übung ergangen?
- Konntet ihr euch in die Situation/en der von euch gespielten Personen/Rollen hineinversetzen?
- Konntet ihr euch die jeweiligen Lebensbedingungen vorstellen? Was war unklar, wo wart ihr euch unsicher?
- Wie leicht oder schwer war es einzuschätzen, ob du einen Schritt nach vorn machen kannst?
- Wo warst du dir unsicher?
- Welche Fragen sind dir besonders im Gedächtnis geblieben?
- Bilder und Stereotype zu den einzelnen Rollen
- Woher hattet ihr die Informationen über die Lebenssituation der gezeichneten Rollen?
- Warum wissen wir über bestimmte Personen/Rollen viel, und über andere gar nichts? (Hier kann auf die Bedeutung der Medien eingegangen werden)

Übertragung auf die gesellschaftliche Realität

- Was hat dich in deinem Handeln eingeschränkt? (Bedeutung von Differenzlinien entlang von Kategorien wie Staatsangehörigkeit, ->Hautfarbe, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, Religion, sozialer und finanzieller Status etc.)
- Inwiefern spiegelt die Übung deiner Meinung nach die Gesellschaft wider?
- Welche Möglichkeiten zur Veränderung ihrer Situation haben die verschiedenen Gruppen oder Individuen? Worauf haben sie keinen Einfluss?
- Was sollte sich ändern? Was können wir ändern?

Übertragung auf die eigene Situation

- Wo würdest du selbst stehen, wenn du diese Übung ohne Rollenkarte als du selbst mitgemacht hättest?
- Wie könntest du mit deinen eigenen Privilegien verantwortungsvoll und konstruktiv umgehen?
- Oder wie könntest du deiner Marginalisierung entgegenreten?

Abschluss

Subjektive Möglichkeitsräume: Auch wenn durch soziale Positionierungen bestimmte Handlungsspielräume durch Privilegierung und Deprivilegierung (Benachteiligung) festgelegt sind, haben Individuen dennoch die Möglichkeit, ihre Positionen unterschiedlich zu nutzen, denn strukturelle Begrenzungen schließen individuelle Möglichkeitsräume nicht aus. Allerdings sind trotzdem nicht alle „ihres Glückes Schmied“, denn unterschiedliche strukturelle Ausgangspositionen haben starken Einfluss auf die individuellen Handlungsspielräume.

Optional:

Die hier vorgeschlagenen Rollen sind zum Teil klischeehaft. Einerseits kann dadurch das Einfühlen erleichtert werden. Andererseits werden Rollenklischees durch die Rollenbeispiele wiederholt und nicht aufgebrochen. Stelle eigene Bausteine her. Einzelne Rollen, die entstehen, können auf den ersten Blick sehr unrealistisch sein. Thematisiere in diesem Fall, wie untypisch einige Identitäten nun einmal sind.

Im Anschluss an die Auswertung kann die Übung ein zweites Mal durchgeführt werden, wobei die Teilnehmenden keine Rollenkarten bekommen, sondern in ihrer eigenen Person die Fragen beantworten. Auf diese Weise kann die eigene gesellschaftliche Positionierung und die damit einhergehende Macht der Teilnehmenden herausgearbeitet werden. Zudem können je eigene Handlungsspielräume deutlich gemacht werden.

Wenn die Gruppe groß genug ist, kann die Gruppe sich auch kreisförmig aufstellen und bei der Hand fassen. Fragen, die mit „Ja“ beantwortet werden können, führen dazu, dass die Teilnehmenden in Richtung Mitte fortschreiten. Ab einem bestimmten Zeitpunkt wird es dazu kommen, dass einige fühlbar zurückgelassen werden müssen.

Hinweise/ Was ist zu beachten?

Bitte achte sehr darauf, dass die Teilnehmenden wissen, dass es sich hier um eine subjektive Einschätzung handelt, nicht um sachliche Richtigkeit!

Die Übung kann eigene Erfahrungen von Ausschluss und Handlungsbeschränkungen ins Gedächtnis rufen. Deshalb sollte genügend Zeit für die Auswertung eingeplant werden, um unterschiedliche Erfahrungen, deren Bewertungen und Konsequenzen diskutieren und auffangen zu können.

ANLAGE I – HERKUNFT, ALTER UND SEXUELLE ORIENTIERUNG: EIN SCHRITT NACH VORN

türkisch, 70, homosexuell	bosnisch, 45, heterosexuell	russisch, 40, heterosexuell	weiß-deutsch, 30, heterosexuell	türkisch, 33, bisexuell
weiß-deutsch, 22, heterosexuell	polnisch, 60, heterosexuell	indisch, 22, heterosexuell	russisch, 40, asexuell	weiß-deutsch, 37, heterosexuell
afrodeutsch, 33, bisexuell	weiß-deutsch, 33, heterosexuell	kroatisch, 32, homosexuell	kurdisch, 55, multisexuell	palästinensisch, 30, homosexuell
vietnamesisch, 40, multisexuell	sudanesisch, 24, asexuell	spanisch, 24, heterosexuell	kurdisch, 18, heterosexuell	weiß-deutsch, 65, heterosexuell
palästinensisch, 25, heterosexuell	schweizerisch, 22, homosexuell	weiß-deutsch, 55, heterosexuell	kurdisch, 25, heterosexuell	türkisch, 24, bisexuell

ANLAGE II – BILDUNGSGRAD, BERUF: EIN SCHRITT NACH VORN

mittlere Reife	kein Schulabschluss	Schule abgebrochen	Hauptschulabschluss	ausländischer Schulabschluss
selbstständig	freie_r Musiker_in	arbeitslos, Hartz 4	Lehrer_in	arbeitet in Fabrik, Schicht-Arbeit
ausländischer Schulabschluss	Beamte_r	arbeitet in Fabrik, Schicht-Arbeit	Hauptschulabschluss	Schule abgebrochen
Ärzt_in	Krankenpfleger/ -schwester	Arbeiter_in	ausländischer Schulabschluss	Mittlere Reife
arbeitslos, Hartz 4	Berliner Abitur	selbstständig	Sexarbeiter_in	Bayerisches Abitur

ANLAGE III – RELIGION/WELTANSCHAUUNG UND GESCHLECHT: EIN SCHRITT NACH VORN

muslimisch, Cis-Frau	jesidisch, Cis-Frau	muslimisch, Cis-Mann	atheistisch, Cis-Mann	jesidisch, GenderQueer
katholisch, Inter	alevitisch, Cis-Frau	jüdisch, Cis-Frau	orthodox christlich, Trans*Mann	buddhistisch, Trans*Frau
katholisch, Cis-Frau	atheistisch, Cis-Frau	buddhistisch, Cis-Mann	atheistisch, Cis-Frau	keine Religion, GenderQueer
orthodox christlich, Cis-Mann	atheistisch, Cis-Mann	evangelisch, inter	atheistisch, Cis-Mann	jüdisch, Cis-Mann
keine Religion, Cis-Frau	jüdisch, Cis-Mann	katholisch, Cis-Mann	evangelisch, Trans*Frau	jüdisch, Cis-Frau

ANLAGE IV – KÖRPERLICHE BEEINTRÄCHTIGUNGEN UND SOZIALER STATUS: EIN SCHRITT NACH VORN

sehbehindert	gehörlos	keine Kinder	sehbehindert	psychisch beeinträchtigt
keine körperliche Beeinträchtigung	ein Kind mit Down- Syndrom	HIV +	sitzt im Rollstuhl	HIV +
ein Kind im Rollstuhl	keine körperliche Beeinträchtigung	zwei Kinder	keine Kinder	kurzsichtig
drei Kinder	gehbehindert	keine körperliche Be- einträchtigung	gehörlos	keine Kinder
keine körperliche Beeinträchtigung	keine Kinder	weitsichtig	keine Kinder	keine körperliche Beeinträchtigung

ANLAGE V – FRAGEN: EIN SCHRITT NACH VORN**Kannst du**

- dich nach Einbruch der Dunkelheit auf der Straße sicher fühlen?
- dein Leben fünf Jahre im Voraus planen?
- deine_n Partner_in ohne Vorbehalte auf der Straße küssen?
- deinen Wohnort/deine Wohnung frei wählen?
- dein Kind im städtischen Kindergarten anmelden?
- offen und ohne Probleme deine Religion leben?
- dich spontan einer Reise von Freund_innen in die USA anschließen?
- ganz selbstverständlich davon ausgehen, dass du/deine soziale Gruppe in Zeitungsberichten mitgedacht wirst/wird?
- bei der nächsten Abgeordnetenhaus-Wahl wählen?
- in jede Disco reinkommen, in die du rein willst?
- relativ sicher sein, dass du im Zug von Köln nach Amsterdam nicht von der Grenzpolizei kontrolliert wirst?
- relativ problemlos einen Ausbildungsplatz oder eine Arbeitsstelle annehmen?
- ein Kind adoptieren?
- an einer Hochschule studieren?
- davon ausgehen, dass du die gleichen Karrierechancen haben wirst wie andere Kolleg_innen mit vergleichbaren Qualifikationen?
- davon ausgehen, dass dir wichtige Informationen in der Sprache übermittelt werden, die du am besten kannst?
- beim Versuch, einen Diebstahl anzuzeigen, faire Behandlung von der Polizei erwarten?
- in jedem Verein Mitglied werden, dessen Mitglied du sein möchtest?
- davon ausgehen, dass du in der Schule nicht diskriminiert wirst?
- dir relativ sicher sein, dass am Arbeitsplatz bzw. in der Schule deine Interessen gehört und berücksichtigt werden?
- dich sicher fühlen vor sexueller Belästigung und Übergriffen am Arbeitsplatz oder auf dem Weg zur Arbeit?
- sicher sein, von der Polizei nicht grundlos kontrolliert zu werden?
- Eine für dich wichtige Beratungseinrichtung befindet sich im 3. Stock eines Gebäudes ohne Fahrstuhl. Kannst du sicher sein das Beratungsangebot ohne Probleme vor Ort wahrzunehmen?
- ohne Schwierigkeiten eine öffentliche Toilette nutzen?
- sicher gehen, dass du mit dem richtigen Pronomen angesprochen wirst?
- selber entscheiden, welche Operationen an deinem Körper durchgeführt werden?
- sicher sein den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit zu bekommen wie deine Kollegen?
- aufgrund deines Aussehens nicht als faul oder krank stigmatisiert zu werden?

13. ADULTISMUS - „WENN ICH MAL GROSS BIN...“

Wer von uns hat in seiner Kindheit den „Po voll gekriegt“? Wie oft wurde es uns angedroht? Wie beiläufig und selbstverständlich fielen diese Bedrohungen in unserem Alltag? Wie oft wurden Erwachsene lauter, ungeduldiger und aggressiver, wenn wir ihnen nicht sofort folgten? Aufstehen, Zähne putzen, schnell aufessen... Viele von uns wurden oft in unserer Kindheit gehetzt und uns wurde vorgeworfen, wir trödeln zu viel, seien zu langsam. Warum war unser Spiel weniger wert und wurde nach Lust und Laune der Erwachsenen unterbrochen, während sie bei ihrer Arbeit nicht gestört werden durften? Wie oft wurden wir vor allem von Erwachsenen dazu gezwungen, etwas zu machen, was wir nicht wollten, während sie uns gleichzeitig beibrachten, Nein zu sagen?

Nein sagen können – das ist also das kleine Stück Mitbestimmung, das einem Kind als Selbstbestimmung und Mitspracherecht zugestanden wird. Wie stark ist so ein Nein, wenn wir tagtäglich erleben, dass Kinder trotz dieses Neins übergangen werden? Ein Beispiel dafür ist, dass Erwachsene Kinder oft tätscheln und küssen, obwohl die Kinder kommunizieren, dass sie es nicht wollen.

Kinder lernen im Grunde von Anfang an, dass ihre eigenen Bedürfnisse häufig den Bedürfnissen der Erwachsenen untergeordnet werden. Sie sind nicht gleichberechtigt. Um ihre Wünsche durchzusetzen, müssen sie sich regelmäßig Machtkämpfe liefern, die sie fast immer verlieren. Das liegt daran, dass Kindern von vorneherein abgesprochen wird, eigene Entscheidungen treffen zu können. Bereits morgens legen die Eltern die jeweilige Kleidung zum Anziehen hin, die in der Regel ein bestimmtes Geschlecht vorgeben. So bekommen Mädchen nicht selten rosa und pinke T-Shirts zugeteilt, wohingegen Jungs blaue Sachen tragen. Eltern tragen aber nicht nur ihre eigenen Vorstellungen bezüglich des Geschlechts an ihre Kinder heran, sondern auch bezüglich der sexuellen Orientierung. Die Vorstellung, dass Elternpersonen aus Mutter und Vater bestehen und oftmals in einer Ehe leben, wird nicht hinterfragt und somit als ->Norm an die Kinder übermittelt. Adulthood bezeichnet dieses Ungleichverhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern. Dabei gehen Erwachsene davon aus, „dass sie auf Grund ihres Alters intelligenter, kompetenter, schlicht besser sind als Kinder und Jugendliche und sich daher über ihre Meinungen und Ansichten hinwegsetzen“ können.²²

Jeder Mensch hat ein unterschiedlich stark ausgeprägtes Bedürfnis danach, von anderen Menschen unterstützt zu werden. Kinder brauchen in einigen Punkten Unter-

stützung von Älteren. Über diese berechnete Unterstützung hinaus werden Kinder in vielen Punkten aber auch in einer unnötigen Abhängigkeit gehalten. Dies beginnt schon in der Gestaltung von Räumen. Möbel für kleine Menschen und Waschbecken auf niedriger Höhe finden wir in der Regel höchstens in den Kitas vor. Treppen, die die freie Bewegung erschweren, und Türklinken und Lichtschalter, an die Kinder nicht immer heranreichen, gibt es überall.

„Wenn ich mal groß bin...“ kann als ein Wunsch nach mehr Selbstbestimmung und Teilnahme an der „Erwachsenenwelt“ verstanden werden. Wenn wir uns mal genauer anschauen, sehen wir: Diese Welt ist für Große geschaffen. Kinder sind in vielen Bereichen von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen. Zum Beispiel können sie nicht an politischen Wahlen teilnehmen, müssen zur Schule gehen und können nicht entscheiden, wann sie was von wem lernen wollen.

Kindern werden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, wie Abhängigkeit, Unreife, Naivität und Impulsivität. Dass all diese Eigenschaften menschlich und nicht kindlich sind, wird ignoriert. Kinder sollen zu 'Mündigkeit' erzogen werden. Auf diesem Weg werden unterschiedliche Stationen des Lernens durchlaufen. Wie dieser Weg verlaufen soll, ist meistens durch Erziehungskonzepte vorgegeben. Erziehung kann somit als eine Form der Gewalt betrachtet werden. Auch ist diese Form des Austausches einseitig. Es wird nicht anerkannt, dass Erwachsene genauso wie Kinder im Prozess des Lernens sind und auch von Kindern noch lernen.

Um Adulthood in dieser Gesellschaft abzubauen, wäre es schon ein Anfang, wenn wir nicht immer nur über Kinder und Jugendliche schreiben und sprechen würden, sondern mit ihnen. Wenn Kinder nicht nur öfter zu Wort kommen könnten, sondern ihr Wort auch so viel zählen würde, wie das der Erwachsenen. Nur so können wir uns in ihre Perspektive und ihr Leiden hineinversetzen.

Adulthood ist eine Diskriminierungsform, die alle Menschen als Kinder erfahren müssen. Trotzdem können wir uns oft nicht an unsere Leidensgeschichten aus Kindheit und Jugend erinnern. Dies sind Zeiten, die gerne aus der Sicht der Erwachsenen als „unbeschwert“ und „sorglos“ bezeichnet werden. Es wird einfach hingenommen, dass Kinder gewisse Rechte nicht haben. Das Ungleichverhältnis wird als Normalität akzeptiert.

Alle Menschen, egal welchen Alters, sollten in die Gestaltung der Gesellschaft gleichberechtigt einbezogen

13.1 INTERVIEW MIT EREN

Nachfolgend ist ein Interview abgedruckt, in dem das Thema Adulthood aus der Sicht eines 10-jährigen behandelt wird. Eren lebt zur Zeit mit seiner Mutter und Schwester in einer Zufluchtswohnung für Frauen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind/waren.

Hallo Eren. Wie ich dir ja schon erzählt habe, möchte ich dich gern zu einem Thema befragen, was eigentlich nie besprochen wird. Ich möchte mit dir über die Diskriminierung von Kindern und Jugendlichen sprechen. Mit Diskriminierung meinen wir die Ausgrenzung und das Ausschließen von Kindern und Jugendlichen. Du bist ja 10 Jahre alt und ich denke, du kannst mir einiges dazu erzählen. Was fällt dir denn dazu als erstes ein?

Eren: Essen! Ich musste eben was essen, was ich ekelig finde. Ich musste Hühnchen essen. Ich mag aber kein Fleisch. Mama meinte, ich darf erst zu den anderen Kindern spielen gehen, wenn ich nur ein bisschen davon esse.

Bist du Vegetarier? Also würdest du nie Fleisch essen, wenn du nicht müsstest?

Eren: Ja, ich bin das. Ich mag einfach nicht. Ich mag Tiere und die würden das nicht wollen, wenn sie sprechen könnten.

Und deine Mutter weiß eigentlich, dass du kein Fleisch magst?

Eren: Ich sage es Mama jedesmal, wenn sie Fleisch kocht. Es ist ihr egal. Dann muss ich immer schummeln und das Fleisch verstecken. Auch vorhin. Ich habe es Robert gegeben und der hat was davon gegessen, als Mama nicht in der Küche war.

Wie? Hast du jetzt vorhin das Fleisch nicht gegessen? (lacht) Gute Idee! Hätte ich auch gemacht, wenn ich

werden. Es bedarf einer weitläufigen Umstrukturierung, um Zugänge zur Teilhabe zu schaffen. Außerdem setzt es eine ausführliche Auseinandersetzung mit den eigenen Vorurteilen gegenüber Kindern und Jugendlichen voraus.

Es ist schon viel geschafft, wenn man sich verinnerlichte, scheinbar natürliche Gesetze zwischen Erwachsenen und Kindern bewusst macht und hinterfragt. Auch muss man den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Kinder die gleiche Bedeutung zukommen lassen, wie denen der Erwachsenen.

Fleisch nicht so lieben würde.

Eren: Du darfst es ihr aber nicht sagen. Abgemacht?

Geht klar! Aber vielleicht liest sie irgendwann dieses Interview mit dir. Dann wird sie es wissen. Ich musste sie ja fragen, ob ich mit dir sprechen kann und das dann in einem Heft veröffentlichen darf.

Eren: mhmm (überlegt)... Da fällt mir bestimmt noch was ein. Außerdem ist das dann sowieso schon vorbei und ich kann jetzt spielen gehen.

(lacht) Okay! Das mit dem Heft wird noch lange dauern. Ich muss ihr halt nur, bevor wir den Text drucken, geben, damit sie mir erlaubt, dass es gedruckt werden kann.

Eren: Darf ich es dann auch lesen? Du redest doch mit mir und nicht mit Mama.

Natürlich bekommt ihr beide den Text. In Deutschland muss man immer die Eltern von dem Kind fragen. Und wenn deine Mama es okay findet und du nicht, werde ich es auch nicht drucken lassen. Darum geht's ja in unserem Interview.

Eren: Das ist gut.

Zu dem Essen noch einmal. Was denkst du, was passieren müsste, damit du kein Fleisch mehr essen müsstest?

Eren: Mama muss mir das erlauben. Dann muss sie auch weniger kochen. Ich versteh nicht, wieso sie immer mit

²² Vgl. Ritz, Manuela: Adulthood – (un)bekanntes Phänomen: „Ist die Welt nur für Erwachsene gemacht?“. In: Wagner, Petra (Hrsg.): Handbuch Kinderwelten. Vielfalt als Chance – Grundlagen einer vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung, Freiburg i. B. 2008, S. 128. 2013 neu unter dem Titel „Handbuch Inklusion“ erschienen.

mir so oft streiten muss. Aber in meine Schulbrote macht sie kein Fleisch mehr. Sonst habe ich ja viel Hunger in der Schule.

Vielleicht überlegt sich deine Mutter ja das nochmal, wenn sie dein Interview liest. Ich habe noch mehr Fragen: Wenn du einen Tag lang erwachsen sein könntest, was würdest du machen?

Eren: Ich würde Auto fahren. Ich würde einkaufen gehen und ganz viel Geld ausgeben. Ich würde mit meinen Lehrern streiten. Ich würde uns eine große Wohnung kaufen, mit einem großen Zimmer für mich.

Lieber Eren. Ich hatte ja mit euch vor einigen Wochen eine Kinderratssitzung. Da hatte ich mit euch ganz viel über Kinderrechte und so gesprochen. Wir wollen in dieser Broschüre natürlich auch darüber sprechen. Ich würde mich freuen, wenn du mir noch einmal sagen könntest, wie du das alles siehst und was du in der Sitzung dazu gelernt hast.

Eren: Ähh...hmm... es ging ganz viel über Sachen, die wir nicht dürfen oder entscheiden dürfen. Es ging darum, dass nicht alles richtig ist, was Erwachsene machen und von uns wollen.

Hast du Beispiele?

Eren: Ja, also... zum Beispiel ging es darum, dass wir nach Berlin gezogen sind und ich und meine Schwester nicht gefragt worden sind. Es wurde einfach gemacht und wir mussten mitmachen. Dann durften wir bei der Schule nicht mitentscheiden.

Wärst du gern in eine andere Schule gegangen?

Eren: Die Schule ist schön. Aber ich wollte mitentscheiden und nicht nur eine Schule nehmen, die in unserer Nähe ist. Ich wär sogar mit dem Bus gefahren. Aber Mama hatte Angst um mich. Komisch! Wenn ich aber für zu Hause einkaufen gehen muss, macht sie sich ja auch keine Sorgen. Da muss ich auch zwei Stationen mit dem Bus fahren.

Du hattest ja dieses lange Gespräch mit H. über die Anziehsachen. Kannst du dazu noch was sagen?

Eren: H. hat eine Mütze auf der Straße gefunden, da sind so Männer drauf, die Karate oder so machen. Seine Mama findet es nicht gut, dass er die trägt. Weil sie dreckig ist und sie die nicht schön findet. Doch H. trägt die Mütze immer gern und streitet sich deswegen oft mit seiner Mutter. Wir fanden es gut, dass die Mama mit ihm streitet. Sie könnte ja die Mütze einfach weg werfen oder es ihm verbieten. Das finde ich richtig gut von seiner Mama.

Und wie war es bei euch?

Eren: Manchmal da habe ich Flecken auf meinen Sachen und muss mich dann immer sofort neu anziehen. Ich würde es ja selbst irgendwann machen. Manchmal habe ich einfach noch etwas zu tun oder will gerade was erzählen und möchte mich nicht neu anziehen. Ich bin doch kein dreckiger Mensch. Ich mag dreckige Sachen selbst nicht. Ich muss es nur nicht sofort machen.

Letzte Frage: Du hast jetzt die Chance zu den Erwachsenen etwas zu sagen, die das lesen werden. Du hattest ja eine Liste erstellt, was du dir wünschst. Willst du einige Sachen davon sagen?

Eren: Wir Kinder wissen manchmal besser was wir wollen und wir wissen auch, was ihr wollt. Wir sind manchmal nur ein bisschen langsamer oder müssen es erst in Ruhe verstehen. Wir machen manchmal Fehler. Ihr macht auch Fehler. Ich will, dass Erwachsene Kindern mal richtig zuhören. Es muss immer alles ganz schnell gehen. Das finde ich nicht richtig. Wir lernen doch noch und deswegen müsst ihr geduldig mit uns sein und Kindern in Ruhe sagen, warum ihr manchmal was von uns wollt. Wenn wir es verstehen und gut finden, dann machen wir es ja auch.

Danke dir Eren. Du bekommst das Interview auf jeden Fall, bevor wir es drucken.

14. LOOKISM - WAS IST DAS EIGENTLICH?

Lookism beschreibt die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Aussehens.

Diese Unterdrückungsform ist komplex und vielschichtig. Lookism ist die Auf- oder Abwertung von Menschen nach vermeintlich „positiven“ oder „negativen“ äußerlichen Merkmalen.

Begriffe wie „schön“ oder „hässlich“ rufen bestimmte Bilder hervor, die nicht „natürlich“ sind.

Das, was wir mit „schön“ oder „hässlich“ verbinden, sind die (Körper-)Bilder aus dem Fernsehen, der Werbung, aus Büchern, Zeitschriften und der Filmindustrie. Dabei werden Stereotype entwickelt, die das Aussehen mit bestimmten Vorstellungen in Verbindung bringen: „Schönen“ Menschen stehen alle Türen offen. Sie haben Erfolg, eine glückliche Beziehung, ein erfülltes Sexleben, werden eher eingestellt, etc.

Das Problem sind nicht Begriffe wie hässlich oder schön, sondern die Kopplung an Wertungen wie gut und schlecht, die Menschen aufgrund von Aussehen einteilen und ihnen bestimmte Eigenschaften zuschreiben oder absprechen.

Das erscheint vielleicht banal, findet jedoch in fast allen Lebensbereichen statt. Sei es in der Normalität von Werbeplakaten, bei der versucht wird, mit dem Äußeren einer Person ein bestimmtes Produkt an bestimmte Zielgruppen zu verkaufen oder bei der Bewertung von Körpern durch ihren Umfang, ihr Gewicht und/oder ihre Größe.

Lookismus bedeutet auch Rückschlüsse vom Aussehen auf die Leistungsfähigkeit einer Person zu ziehen. So erfreuen sich TV-Produktionen großer Beliebtheit, in denen sich „übergewichtige“ Personen mit dem Ziel abzunehmen schikanieren und erniedrigen lassen. Dieses Sendeformat gibt den Blick einer lookistischen Gesellschaft wieder, die „übergewichtigen“ Menschen von vornherein ein defizitäres Dasein unterstellt, da das Erscheinungsbild von der idealisierten ->Norm abweicht. Defizitär bedeutet in diesem Fall die Vermutung, dass mit „übergewichtigen“ Menschen etwas nicht stimmt. Da ein „übergewichtiger“ Körper nicht dem gängigen Schönheitsideal entspricht, geht die Gesellschaft davon aus, dass es Gründe für diese Abweichung gibt und somit etwas von Anfang an nicht so funktioniert, wie bei Menschen, deren Körper der Norm entsprechen.

Lookismus hat größere Überschneidungen mit anderen Machtverhältnissen.

Ableism ist die Beurteilung von Körper und Geist anhand von Fähigkeiten und somit die Diskriminierung von Men-

schen, die behindert werden. Abhängig davon, ob ein Körper bzw. Geist als voll funktional wahrgenommen wird, wird ein Leben als wertvoll, lebenswert oder glücklich eingeschätzt.

Lookistisch wird dadurch diskriminiert, dass es ein bestimmtes Bild eines „gesunden“, sprich glücklichen Körpers gibt. Dieser Körper ist kraftvoll, im Besitz aller Gliedmaßen, sowie fähig, diese gewinnbringend einzusetzen. Körper, die diesem Bild nicht entsprechen, sind deprivilegiert, das heißt sie haben weniger bis keinen Zugang zu gesellschaftlicher Macht.

In Bezug auf Rassismus funktioniert Lookismus nach den schon beschriebenen Mechanismen (was ist „schön“, was ist „hässlich“) mit einem Fokus auf ->Hautfarbe. Im Rassismus dient Hautfarbe als Projektionsfläche für rassistische Bilder. Dabei erstreckt sich das Spannungsfeld von hell nach dunkel, von ->weiß nach ->Schwarz. Und auch hier werden Eigenschaften zugeschrieben, Vorannahmen und Unterstellungen gemacht. Weiße Haut wird zum Schönheitsideal, Abweichungen davon werden als „mangelhaft“ wahrgenommen. Zu diesen „Abweichungen“ zählen auch Körperbehaarung, die Haarfarbe und allgemein phänotypische Merkmale, wie die Form der Augen, der Nase etc. Sichtbar wird dies auch in Geschäften, in denen die Produkte meistens für helle, glatte Haare ausgelegt sind.

Mittlerweile haben sich ganze Industrien auf den „whitening“-Effekt in Kosmetikprodukten spezialisiert. Häufig kommen dabei Cremes mit gefährlichen Inhaltsstoffen wie Quecksilber zur Anwendung. Solche Mittel können langfristig zu schwerwiegenden Erkrankungen führen.

Ziel der Behandlung sind bessere Chancen auf dem Heirats- und Arbeitsmarkt, da das Schönheitsideal helle Haut ist. Die erheblichen Gesundheitsgefahren und Kosten werden dabei in Kauf genommen. Die meisten Anwender_innen bewahren Stillschweigen über das Bleichen ihrer Haut.

Auch Klassismus diskriminiert lookistisch. Je nach Klassenzugehörigkeit wird ein bestimmtes Äußeres ange-

nommen bzw. von einem äußeren Erscheinungsbild wird auf die Klassenzugehörigkeit geschlossen. So zeigt sich bei Kindern und Jugendlichen, dass sie gehänselt werden, sobald sie Kleidung tragen, die gebraucht aussieht. Neue Kleidung, im besten Falle noch von einer bestimmten Marke, ist hingegen angesehener.

Heterosexismus funktioniert auch durch Lookismus. So gelten vor allem die Frauen als schön, die dem Bild einer

14.1 INTERVIEW MIT SANJA

(mit Überschneidungen zu Rassismus und Sexismus)

Möchtest du kurz ein paar Dinge über dich erzählen?

Ich heiße Sanja. Ich bin 12 ½ Jahre alt. Ich bin in der 5. Klasse. Eigentlich müsste ich schon in der 6. Klasse sein. Ich wohne seit einem Jahr in Berlin.

Ich kenne dich ja durch meine Arbeit und habe deinen Schulwechsel und natürlich auch einige Schwierigkeiten innerhalb deiner Klasse mitbekommen. Ich fragte dich nach diesem Interview, weil ich fand, dass du ganz gut damit umgegangen bist und denke, du könntest andere junge Menschen oder Menschen, die wie ich als Sozialarbeiterin arbeiten, motivieren so ähnlich zu handeln. In diesem Interview soll es um die Ausgrenzung von Menschen gehen, die wegen ihrem Aussehen diskriminiert werden.

Diskriminiert?

Geärgert, gemobbt, ausgegrenzt, anders behandelt

Ja, stimmt.

Möchtest du kurz erzählen, welche Erfahrungen du gemacht hast? Wie zum Beispiel neulich in der Schule?

Ja also. Ich bin ja schon so alt und die anderen in meiner Klasse sind kleiner als ich. Ich bin die Ältteste. Ich lebe ja noch nicht lange in Deutschland und als ich aus Mannheim nach Berlin gezogen bin, bin ich in die vierte Klasse gekommen. Ich habe die Klasse gewechselt und war vorher in der vierten Klasse.

Wie war das? Also die neue Klasse, die vierte Klasse?

Zuerst waren alle Kinder und Lehrer nett zu mir und haben ganz viele Fragen gefragt. Dann als das Wetter besser wurde und ich kurze Sachen angezogen habe, haben sie meine Haare gesehen. (zeigt ihre Arme und Beine) Ich bin

idealen heterosexuellen Frau entsprechen. Dazu gehört z. B. Körperbehaarung zu entfernen und sich zu schminken. Frauen, die sich dieser Schönheitslogik entziehen, werden oft als 'Lesben' bezeichnet. Ihnen wird nachgesagt, sie könnten keinen Mann abbekommen und müssten sich deswegen für Frauen interessieren. Der zum Teil nur vorgestellte, zum Teil reelle Blick von Männern bestimmt den Wert von Frauen. Oft übernehmen Frauen diese Logik und bewerten sich untereinander auch danach.

ja schon in der Pubertät und habe einfach mehr Haare. Auch, weil ich hier schon ganz groß bin. (zeigt auf ihre Brüste)

Was ist dann passiert? Was haben sie gesagt oder gemacht?

Ein Junge hat ein Bild gemalt. Er hat mich gemalt. Ich sehe aus wie ein Riesenmonster. Mit so Haaren, Pickel und schwarzen Zähnen. Meine Zähne sind gut, oder?

Ja, sieht so aus. Die haben auf jeden Fall die weiße Farbe. Was ist dann passiert?

Er hat meinen Namen auf das Bild geschrieben und irgendeinen Namen von einem Monster. Dann habe ich ihn gefragt, wieso er das gemacht hat. Er hat nur gelacht und viele andere auch. Dann haben sie mich immer Haar-Monster genannt. Einer hat sogar Titten-Monster gesagt. Dann wurde ich sehr traurig, aber habe das nicht gesagt. Dann bin ich zur Lehrerin gegangen und die meinte: „Das ist nicht schlimm. Hör nicht auf die. Die sind klein.“ Dann hatten wir Sport und dann haben auch die Mädchen angefangen, mich zu ärgern. Weil ich so groß bin und auch schon meine Regel habe. Die meinten, ich würde Sex machen mit Jungs.

War das schlimm für dich? Wie ging es weiter?

Ein bisschen. Aber meine Mutter und meine Schwester waren dann ganz lieb zu mir. Das ging dann ganz lange so. Sie haben Ausdrücke zu mir gesagt und immer gelacht. Dann habe ich irgendwann einigen Mädchen erklärt, dass ich schon älter bin und die das auch bekommen werden. Dann haben sie ganz viele Fragen gefragt und wollten alles wissen. Dann waren wenigstens die Mädchen auf meiner Seite.

Und die Jungs?

Die wurden immer schlimmer. Einer hat mir mal an den Haaren gezogen und mir Kaugummi in die Haare gemacht. Weil er mich hässlich fand, hat er gesagt. Ein anderer Junge hat mir meine Hose runtergezogen und dann konnten viele meine Beinhaare sehen. Die haben dann richtig doll Ärger von der Lehrerin bekommen.

Was hat sie gemacht?

Sie hat den Kindern Hofverbot gegeben.

Hat sie was gesagt oder versucht etwas zu erklären?

Ja, sie hat den Kindern erzählt in der Klassenlehrerstunde, dass ich Roma bin. Und Roma haben mehr Haare und sind dunkler als die Kinder in meiner Klasse. Dann hat sie erzählt, dass Kinder in der Pubertät immer größer werden und auch Haare bekommen. Dann hat sie von Rasieren geredet. Ich will mich aber nicht rasieren. Ich mag meine Haare. Mama sagt auch, dass ich noch zu klein dafür bin. Ich finde mich schön. Mir egal was die denken. Ich habe schönere Haare als die und habe schöne Sachen an.

Fandest du das gut von der Lehrerin?

Nein! Die hat die ganze Zeit nichts gemacht. Nur wegen dem Kaugummi in meinem Kopf hat sie dann was gemacht. Weil sie Angst vor meiner Mutter hatte. Meine Mutter ist ja immer zur Schule gekommen und hat der Lehrerin alles immer gesagt. Ich habe ja auch keine Haare, weil ich Roma bin. Ich habe Haare, weil ich älter bin. Ich kenne viele Roma, die nicht so viele Haare haben.

Was hättest du dir gewünscht, was sie hätte sagen sollen?

Dass die Jungs blöd sind. Dass meine Haare nichts mit Roma zu tun hat und meine Brüste auch nicht. Frauen bekommen einfach Brüste. Nicht nur Roma Mädchen. Das hat mich richtig traurig gemacht. Weil ich dachte, Roma sind alle so. Dann habe ich mit einer Sozialarbeiterin gere-

det. Sie selbst ist türkisch. Die hat dann gesagt, dass auch deutsche so sind. Das alle Menschen Haare bekommen in der Pubertät. Und dass Menschen mich immer als nicht deutsch sehen werden. Und deswegen immer sowas sagen werden.

Hat das geholfen?

Ja. Ich habe dann der Lehrerin ein Brief geschrieben, damit ich nichts vergesse.

Was hast du geschrieben?

Ich wollte sie nicht mehr als Lehrerin und auch nicht in der Kinderklasse sein. Ich habe ihr aufgeschrieben, dass sie nix gemacht hat. Sie sollte die Kinder anmeckern und nicht die ganze Zeit über mich reden. Mama hat auch gesagt, dass sie nicht so viel über Roma reden soll, wenn sie keine Ahnung hat. Ich habe noch geschrieben, dass ich viele hässlich finde, aber nicht gleich alle ärgere. Stärker als die anderen bin ich ja sowieso.

Dann?

Dann durfte ich in die 5. Klasse und da war alles ganz anders. Da waren viele Mädchen, die schon größer waren. Die fanden es gut, dass ich der Lehrerin geschrieben habe.

Ich finde es sehr mutig, dass du ihr einen Brief geschrieben hast. Und du scheinst dich ja in deiner neuen Klasse wohl zu fühlen. Noch was: Was würdest du einem Kind sagen, dem so was Ähnliches passiert?

Alle Menschen sehen anders aus. Manche sind dick, manche sind klein, manche haben Haare, manche haben keine aufm Kopf, manche sind behindert und manche nicht so schön. Jeder Mensch hat einen anderen Geschmack und deswegen sollen sie andere in Ruhe lassen. Ich finde, gerade wenn man etwas anders aussieht, macht das Menschen schön. Ich würde dem sagen, dass er sich wehren soll und nicht allen glauben soll, was die anderen sagen.

Ich danke dir sehr. Du bist eine ganz tolle Person.

15. INTERVIEW MIT LEHRKRÄFTEN DER BERUFLICHEN SCHULE FÜR SOZIALWESEN PANKOW UND DER KATHOLISCHEN HOCHSCHULE FÜR SOZIALWESEN BERLIN

In diesem Teil der Broschüre haben wir zwei Lehrkräfte, die mit ihren Schüler_innen und Studierenden bei uns waren, gebeten, von ihren Erfahrungen vor und nach dem Workshop zu sprechen.

15.1 LEHRKRAFT BERUFLICHE SCHULE FÜR SOZIALWESEN PANKOW

Warum hast du entschieden, mit deiner Klasse an dem Workshop mit deinen Schüler_innen und auch an einem Lehrer_innen Workshop teilzunehmen?

Die Tätigkeitsfelder von (zukünftigen) Erzieher_innen sind sehr vielfältig, so vielfältig wie der Mensch selber, so vielfältig wie die menschliche Identität, so vielfältig wie die Sexualität.

Die Begleitung, Erziehung, Bildung und Betreuung von jungen Menschen benötigt Entwicklungsunterstützung auf dem mitunter langen Weg zu mündigen Persönlichkeiten. Die Studierenden der Fachschule für Sozialpädagogik begleiten die „anvertrauten“ Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen während der einzelnen Praxisphasen auf einer kurzen Etappe dieses Lebensweges.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema „Intersektionale Pädagogik“ bietet die Chance, über die eigene Lebensqualität nachzudenken und zu reflektieren und vor allem die Studierenden für diese Thematik professionell durch das i-PÄD-Team zu sensibilisieren.

Inwiefern war Intersektionalität für dich / euch schon vor der Teilnahme am Workshop ein Thema im Unterricht?

Das Thema Intersektionalität spielte vor der Teilnahme am Workshop eine untergeordnete, nein, noch keine Rolle, eher das Thema: Gender mainstreaming – Gender Loops – Curriculum (hier habe ich selber an Fortbildungen teilgenommen).

Wir sind im Rahmen des Unterrichts im Lernbereich Sozialpädagogische Theorie und Praxis und in den praxisbegleitenden Seminaren auf solche Themen gestoßen, wie z. B.:

- Diskriminierung,
- ->Stigmatisierung,
- Pädagogisch-methodische Fragen,
- Kindliche Sexualität,

- Identität – berufliche Identität,
- sexuelle Identität,
- Was ist Transgender/ Transgeschlechtlichkeit, usw.

Studierende sind in ihrer fachpraktischen Ausbildung – in der Praxis – auf verschiedene Fragen und Probleme gestoßen, auf die wir keine/ oberflächliche Antworten fanden. Das gibt uns Anlass genug, uns durch GLADT und das i-PÄD-Team weiterzubilden bzw. zu motivieren, an diesen Themen „dran zu bleiben“. Für einige Studierenden waren ausgewählte Themen so interessant, dass sie sich sogar in der Facharbeit wissenschaftlich vertiefend damit auseinandergesetzt haben und diese im Kolloquium überzeugend darlegen konnten.

Was hat der Workshop dir für deine Arbeit gebracht? Bindest du seit der Teilnahme die Themen mehr/anders in den Unterricht ein?

Meine eigene Teilnahme am Workshop, gemeinsam mit den Studierenden, ermöglicht mir nicht nur die fachliche Motivation, Auseinandersetzung, Vertiefung und Verinnerlichung, sondern auch Erfahrungen zu Workshop-Methoden zu sammeln und vor allem auch die Möglichkeit, Studierende aus einem anderen Blickwinkel zu sehen/ zu beobachten.

Für meinen Unterricht im Lernbereich Sozialpädagogische Theorie und Praxis ergibt sich:

- Da Sexualpädagogik in der Erzieher_innenausbildung nicht so explizit im Curriculum enthalten ist, wie in der Fachrichtung Heilpädagogik, war der Workshop Anlass, „Sexualpädagogik“ in diesen Lernbereich zu etablieren.

In dieses Thema ist eingebettet:

- Gender, Diskriminierung, Stigmatisierung, Transgender/Transgeschlechtlichkeit, aber auch die Ausein-

andersetzung mit Kinderliteratur/Kinderbüchern, fächerübergreifende Projekte z. B. mit Medienprojekten ... – hier gibt es noch ein weites Feld!

- Vertiefende Auseinandersetzung mit Identität, beruflicher Identität, Männern in der Kita, Zusammenarbeit mit Eltern gehört ebenso dazu, wie Fallbesprechun-

gen, Plan- und Rollenspiele in den Reflexionsrunden während des praxisbegleitenden Unterrichts.

Das sind sicherlich alles nur „Bruchstücke“ an Informationen, Lehrinhalten, etc. und nicht professionell genug. Deshalb bin ich froh und dankbar über die Workshopangebote durch GLADT und das i-PÄD-Team.

15.2 ANDREA NACHTIGALL, KATHOLISCHE HOCHSCHULE FÜR SOZIALWESEN BERLIN

Andrea Nachtigall ist Diplom-Pädagogin und hat in Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin promoviert. Seit April 2011 arbeite sie als Gastprofessorin für Geschlechterbewusste Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin und unterrichtet seit 2007 als Lehrbeauftragte an der Alice-Salomon-Hochschule.

Inwiefern war Intersektionalität für dich schon vor der Teilnahme am Workshop ein Thema im Unterricht?

Intersektionalität ist schon lange ein Thema für mich, sowohl während meines eigenen Studiums der Erziehungswissenschaft – nur da wurde der Begriff Intersektionalität noch nicht verwendet – als auch im Rahmen meiner politischen Aktivitäten und mittlerweile als Bestandteil meiner eigenen Seminare, die sich schwerpunktmäßig mit Geschlecht bzw. ->heteronormativen Geschlechterverhältnissen beschäftigen. Ich unterrichte z. B. das Seminar „Gender und ->Queer Studies“ an der Alice-Salomon-Hochschule und an der Katholischen Hochschule bin ich u. a. für den Studienschwerpunkt „Geschlechterbewusste Soziale Arbeit“ sowie „Sozialpädagogische Theorien“ und „Forschungsmethoden“ zuständig.

Intersektionalität, kurz verstanden als das Zusammendenken und Zusammenwirken verschiedener Identitätskategorien, Machtstrukturen und Diskriminierungsformen, ist in den verschiedenen Seminaren immer wieder Thema. Zum Beispiel habe ich im Theorie-Modul mal ein ganzes Seminar zum Thema Intersektionalität angeboten, wo wir die verschiedenen politischen und theoretischen Entstehungskontexte betrachtet haben. Meistens taucht das Thema Intersektionalität jedoch eher in Form einer bestimmten (identitäts-)kritischen Haltung oder Herangehensweise auf, sich mit „Differenz“, „Vielfalt“ und „Identität“ im Kontext von Pädagogik und sozialer Arbeit auseinanderzusetzen. Meiner Meinung nach können die Themenfelder Gender und Queer auch gar nicht isoliert, d.h. ohne eine intersektionale Perspektive betrachtet werden. Die Kategorie Geschlecht bzw. die vorherrschenden

Vorstellungen von „männlich“ und „weiblich“ befindet sich immer im Wechselspiel mit anderen ebenso normalisierenden und hierarchisierenden Vorstellungen und Kategorien wie sexuelle Orientierung, aber auch Herkunft, Alter, soziale Schicht etc. Ich verstehe damit Intersektionalität als eine Querschnittsperspektive – d. h. quer zu allen Bereichen und Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit –, mit der sich vermeintlich natürliche Differenzen und die damit verbundenen Identitätslogiken und Machtwirkungen grundsätzlich hinterfragen lassen, und so versuche ich dies auch in meinen Seminaren zu vermitteln.

Warum hast du entschieden teilzunehmen?

Ich wollte mehr pädagogisches und vor allem methodisches Wissen erwerben. Ich habe mich viel mit dem Thema Intersektionalität auf theoretischer Ebene beschäftigt, z. B. mit den feministischen Theorien und Kontroversen sowie dem Thema Diversität und Vielfalt in der Pädagogik, aber oftmals fehlte der Transfer zur pädagogischen Berufspraxis und auch ganz konkrete Methoden und Übungen, durch die Studierende für das Thema begeistert, sensibilisiert und geschult werden können. Die Frage des gesellschaftlichen wie pädagogischen Umgangs mit Differenz(ierungen) und Identität(en) ist meiner Meinung nach zentral für die Soziale Arbeit, die sich mit den unterschiedlichsten Menschen und ihren sozialen und individuellen Problemlagen beschäftigt, und somit auch für die Ausbildung der angehenden Sozialarbeiter_innen. Häufig wird jedoch nur eine Identitäts-Dimension, wie z.B. Geschlecht, und die damit verbundenen Diskriminierungsformen in den Blick genommen. Deshalb habe ich mich sehr gefreut, dass es die Möglichkeit gibt, an einer Veranstaltung teilzunehmen, die sich – anders als es sonst

meist üblich ist – speziell an Leute in der Ausbildung bzw. an Studierende richtet.

Zudem wollte ich den Studierenden ermöglichen, die Arbeit von GLADT, als ein Beispiel für eine explizit intersektional arbeitende Institution, besser kennen zu lernen. Die Relevanz der Theorien wird durch den konkreten Praxisbezug besser begreiflich.

Vor allem habe ich es als eine Chance gesehen, die Studierenden mit etwas mehr Zeit und in einem Kontext außerhalb der Hochschule zu treffen, um das Thema in Ruhe und ohne Zeit- und Notendruck diskutieren zu können. (Ich hatte deshalb auch überlegt, dass es vielleicht besser ist, wenn ich als Lehrende, die letztendlich in einer anderen Machtposition ist und z. B. die Noten vergibt, nicht gleichzeitig am Workshop teilnehme.)

Ich wollte zudem Anregungen zur argumentativen und didaktischen Umsetzung des Themas für die Lehre bekommen.

Was ist schwierig im Unterricht anzusprechen und warum?

Vor allem fehlt es im regulären Unterricht an Zeit, sich mit der komplexen Thematik auf verschiedenen Ebenen (theoretisch, politisch, persönlich/biographisch) auseinanderzusetzen und so ausgiebig zu diskutieren, wie es im Rahmen eines ganztägigen Workshops möglich ist. Intersektionalität bleibt dann häufig eine hohle Worthülse und die alltägliche und professionsbezogene Relevanz einer intersektionalen Perspektive – wie schon gesagt als Querschnittsaufgabe von Pädagogik und Sozialer Arbeit – bleibt unverstanden. Die Hochschule bietet häufig nicht den richtigen Rahmen, um über persönliche Erfahrungen und Unsicherheiten z.B. bezüglich des Umgangs mit „Differenzen“ und der Anerkennung unterschiedlichster Identitäten und Lebensweisen zu sprechen, und sich über die eigenen Ausschlussmechanismen, Normierungs- und

Diskriminierungsprozesse klar zu werden. Gerade die Bewusstwerdung eigener Privilegien und des eigenen Eingebunden-seins in Machtstrukturen, erfordert ein kritisches Hinterfragen bisheriger Selbstverständlichkeiten und vermeintlicher Gewissheiten, und nicht zuletzt der eigenen Person und des eigenen (beruflichen) Handelns – was auch wiederum eine gewisse Zeit und Offenheit sowie einen motivierenden und förderlichen, möglichst sanktions- und diskriminierungsfreien, zugleich kritisch-reflexiven Rahmen benötigt. Hier finde ich es besonders von Vorteil, wenn mehrere unterschiedliche Personen die Unterrichtseinheit bzw. das Seminar moderieren, so habe ich z. B. das Team-Teaching²³, wie es bei GLADT stattfindet, als sehr produktiv erlebt – ein Setting, das an der Hochschule in der Regel ebenfalls nicht so häufig möglich ist.

Bindest du seit der Teilnahme das mehr/anders in den Unterricht ein?

Ich habe vor allem mehr didaktisches und methodisches Wissen erworben, was ich in meine Seminare einbinden kann. Zudem habe ich die verschiedenen Methoden auch in der praktischen Anwendung erfahren können und die damit verbundenen Potentiale wie auch Fallstricke kennengelernt. Auch die Schilderungen aus der konkreten Arbeit von GLADT empfinde ich als bereichernd; diese helfen mir im Seminar, Brücken zur Praxis zu schlagen und die Relevanz und Umsetzungsmöglichkeiten einer intersektionalen Pädagogik deutlich zu machen.

Seit der Teilnahme am i-PÄD-Workshop plane ich eine Exkursion zu GLADT regelmäßig in meine Seminare ein. Auch die Studierenden haben die Workshops überwiegend als sehr bereichernd empfunden, und auch wenn nicht, haben uns die dort angesprochenen Themen und geführten Kontroversen auch im Nachhinein immer wieder neue Denkanstöße und weiterführenden Diskussionsstoff geboten.

²³ Die Workshops werden in der Regel von drei Personen gemeinsam gegeben, die aus unterschiedlichen Berufsfeldern kommen und sich in ihren Lebenswegen oft stark unterscheiden. Somit können viele Perspektiven auf einmal dargestellt werden (Anmerkung des i-PÄD-Teams).

GLOSSAR

Die Definitionen sind unsere Arbeitsdefinitionen. Sie sind Ergebnisse von Aushandlungen und können sich wieder verändern. Wir legen großen Wert auf Selbstdefinitionen, die auch nicht immer endgültig sind. Die Begriffe sind nur Orientierungshilfen und haben keinen Universalitätsanspruch. Wir stehen Kategorisierungen nicht unkritisch gegenüber, brauchen jedoch Begriffe, um unterschiedliche (Diskriminierungs-)Erfahrungen benennen zu können.

Antirromismus / Rassismus gegen Romn_ ja und Sinti_ zza: Die systematische und historisch gewachsene Diskriminierung, Stereotypisierung, Ablehnung und Feindseligkeit gegenüber Roma bzw. Menschen, denen die Zugehörigkeit zur Gruppe der Roma zugeschrieben wird. Antirromismus ist eine Form von Rassismus. Insgesamt wurden geschätzte 220.000 bis 500.000 Sinti und Roma im Nationalsozialismus (Porajmos, Roma-Holocaust) ermordet. Noch immer werden Roma auf der ganzen Welt verfolgt und vertrieben.

Sinti sind eine selbstdefinierte Untergruppe der Roma und unterscheiden sich durch spezifische Traditionen und Dialekte von Roma. Antisintismus bezeichnet die systematische und historisch gewachsene Diskriminierung, Stereotypisierung, Ablehnung und Feindseligkeit gegenüber Sinti bzw. Menschen, denen die Zugehörigkeit zur Gruppe der Sinti zugeschrieben wird. Antisintismus ist eine Form von Rassismus. Insgesamt wurden geschätzte 220.000 bis 500.000 Sinti und Roma im Nationalsozialismus (Porajmos, Roma-Holocaust) ermordet. Noch immer werden Sinti auf der ganzen Welt verfolgt und vertrieben.

* **(Asterisk):** Das Sternchen eröffnet die Möglichkeit, auch in geschriebener Sprache die eigene individuelle Geschlechtsidentität darzustellen. Trans* bedeutet so z.B., dass keine Trans*identität wie die andere sein muss.

„biologisches“ Geschlecht Die Anführungszeichen bei dem Begriff „biologisch“ setzen wir deswegen, weil selbst die Bestimmung des biologischen Geschlechts kulturell bedingt ist. Denn auch das biologische Geschlecht setzt sich aus verschiedenen Faktoren zusammen, wie äußeren Geschlechtsmerkmalen, inneren Geschlechtsmerkmalen (Keimdrüse oder Keimzelle).

Das „biologische“ Geschlecht beschreibt das Geschlecht, was Kindern bei der Geburt zugeschrieben wird. Dabei wird vor allem nach den äußeren Geschlechtsmerkmalen geurteilt. Die Anführungszeichen bei dem Begriff „biologisch“ setzen wir deswegen, weil selbst die Bestimmung des biologischen Geschlechts kulturell bedingt ist. Denn auch das biologische Geschlecht setzt sich aus verschiedenen Faktoren zusammen, wie äußeren Geschlechts-

merkmalen, inneren Geschlechtsmerkmalen, Chromosomen und Hormonen. Da die letzten beiden Faktoren nur in äußerst seltenen Fällen untersucht werden, ist bei den meisten Menschen unklar, was für ein Geschlecht sie tatsächlich biologisch haben.

Cis-Frauen und Cis-Männer: Frauen bzw. Männer, deren bei der Geburt zugewiesenes Geschlecht mit der gelebten Geschlechtsidentität übereinstimmt. Somit wurde einer Cis-Frau bei der Geburt ein weibliches Geschlecht zugeordnet und sie identifiziert sich selbst als Frau. Einem Cis-Mann wurde bei der Geburt ein männliches Geschlecht zugeordnet und er identifiziert sich auch als Mann.

Cis-Geschlecht: „Cis“ ist eine lateinische Vorsilbe und bedeutet „diesseits“. Damit wird bezeichnet, dass eine Person in Übereinstimmung mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht lebt. Cis-geschlechtlich zu sein, entspricht der Norm. Das heißt, in unserer -> heteronormativen Gesellschaft wird davon ausgegangen, dass alle Menschen cis-geschlechtlich sind.

Coming Out: Die öffentliche Positionierung als lesbisch, bisexuell, trans*, inter*, queer, gender-nonconforming, genderqueer. Dieser Begriff ist nicht ganz unstrittig, da das Coming Out (aus dem Englischen: herauskommen, sich bekennen) eine sehr heteronormative Angelegenheit ist. Es wird so lange davon ausgegangen, dass eine Person heterosexuell bzw. cis-geschlechtlich ist, bis sie sich öffentlich dazu bekennt, dass dem nicht so ist. Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit werden hier also auch als Norm gesetzt.

Gender-Gap: In dieser Broschüre verwenden wir den Gender-Gap (Unterstrich, z. B. in Schüler_innen), um Menschen, die sich als Frauen, Männer, Trans*-Personen, Inter*, gender-nonconforming, genderqueer, twospirit, weder*-noch*, sowohl*-als auch*, als weder das eine noch das andere und als dazwischen definieren, mit einzuschließen.

genderqueer: Personen, die sich nicht auf einen der heteronormativen Stereotype („der Mann“ „die Frau“) festlegen können und/oder wollen.

Hautfarbe: An dieser Stelle ein kleiner Exkurs zu Hautfarbe, als einem wichtigen Bestandteil von Rassismus. In der rassistischen Logik funktioniert Hautfarbe als Projektionsfläche²⁴ für rassistische Vorstellungen. Das bedeutet, dass die Hautfarbe einer Person zu einem Marker wird, der festlegt, ob betreffende Person über mehr, weniger oder gar keine Privilegien in Bezug auf Rassismus verfügt. Die rassistische Logik benutzt seit Beginn der europäischen Kolonialzeit Hautfarbe als Merkmal, um Menschen zu ‚klassifizieren‘ und Ihnen vermeintliche Eigenschaften zu- bzw. abzuspochen. Diese Unterschiede sind konstruiert, dass heißt sie entsprechen in diesem Fall nicht der Wahrheit, sondern dienen der Aufrechterhaltung eines rassistischen Systems. Denn nur so konnte und kann die Ausbeutung, Misshandlung und Ermordung von Menschen im Kolonialismus gerechtfertigt werden. Für viele Menschen ist es anfänglich schwer zu verstehen, dass es in der rassistischen Ideologie nicht um Hautfarben im eigentlichen Sinne geht. Betrachten wir jedoch, die Entwicklung von weiß-Sein, wird schnell klar, dass Menschen die heute als weiß gelten dies nicht immer taten. Beispielsweise forderten Hafendarbeiter im New York des 19. Jahrhunderts, ihr Viertel solle weiß bleiben und damit meinten sie neben z. B. Afro-Amerikaner_innen „keine Ir_innen“ und „keine Deutschen“.²⁵

Heteronormativität: Die Annahme, dass es nur zwei Geschlechter (Mann oder Frau) gibt und dass diese Geschlechter sich gegenseitig und nur in dieser Kombination emotional und erotisch anziehen.

Homosexualität wird nicht als gleichwertige sexuelle Orientierung anerkannt. Heteronormativität findet sich in allen Bereichen unseres Lebens wieder. Einige Beispiele sind die meisten Kinderbücher, in denen nur heterosexuelle Beziehungen abgebildet werden, Werbungen, in denen glückliche heterosexuelle Paare zu sehen sind, die Gesetze, die der heterosexuellen Ehe mehr Rechte geben als der homosexuellen Lebenspartnerschaft, sowie Fragen an Mädchen gerichtet: „Hast du einen Freund?“ sowie an Jungen gerichtet: „Hast du eine Freundin?“. In

²⁴ Projektionsfläche meint hierbei, dass sich auf ein beliebiges Körpermerkmal geeinigt wurde, welches Menschen in unterschiedliche Gruppen unterteilt. Beispielsweise hätte diese Unterteilung auch anhand der Augenfarbe vorgenommen werden können.

²⁵ Vgl. Wollrad, Eske: Zur Normalität des Weißseins, verfügbar auf: <http://audioarchiv.blogspot.de/2009/03/07/zur-normalitaet-des-weisseins>

den meisten dieser Beispiele wird von Beginn an davon ausgegangen, dass alle Menschen dieser Gesellschaft heterosexuell sind.

Inter*: Menschen, die mit Geschlechtsmerkmalen auf die Welt kommen, die nicht eindeutig einem männlichen oder weiblichen Geschlecht zugeordnet werden können. Die gängigen Bezeichnungen sind Intergeschlechtlich und Intersexuell. Von „Intersexualität“ nehmen wir aus den schon bei -> Transexualität genannten Gründen Abstand. Intergeschlechtlichkeit ist keine sexuelle Orientierung, sondern beschreibt eine körperliche Gegebenheit. Leider gehen Ärzt_innen häufig immer noch davon aus, dass zur gesunden Entwicklung eine eindeutige Geschlechtsidentität (entweder Frau ODER Mann) gehört und diese durch eindeutig männliche oder weibliche Geschlechtsmerkmale unterstützt wird. Deswegen war es bis heute verbreitet, Inter*Kinder nach der Geburt zu operieren, um ihr Geschlecht eindeutig zu machen. Für diese Operation besteht meistens keine gesundheitliche Notwendigkeit. Inter*Menschen haben oft lebenslang mit den Folgen der Operationen zu kämpfen und müssen sich weiteren Operationen unterziehen. Hinzu kann kommen, dass sich Menschen nicht mit dem Geschlecht identifizieren, was ihnen bei der Geburt zugeschrieben wurde. Seit dem 1.11.2013 ist die eindeutige Geschlechtszuordnung nicht mehr zwingend und das Datenfeld auf der Geburtsurkunde, in dem das Geschlecht anzugeben ist, kann leer bleiben. Dies ist eine rechtliche Anerkennung der Tatsache, dass Menschen nicht nur männlich oder weiblich sein können. Intergeschlechtliche Menschen können zukünftig als Erwachsene selber entscheiden, ob und welchem Geschlecht sie sich zuordnen wollen.

LGBT*I*Q ist die Abkürzung für: Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Trans*,Inter* und Queer.

Männlichkeiten und Weiblichkeiten: Die Begriffe „Mann“ und „Frau“ können als sehr limitiert und wenig aussagekräftig wahrgenommen werden. Der Begriff „Männlichkeiten“, bewusst in der Mehrzahl, bietet eine Alternative für Menschen, die sich nicht (nur) als (typischer) Mann verstehen und trotzdem gewisse Eigenschaften verkörpern, die als männlich angesehen werden. Es geht dabei vorrangig um das -> soziale Geschlecht, um Verhalten und Auftreten. Im Plural steht es deswegen, weil davon ausgegangen wird, dass es nicht nur eine Form von Männlichkeit gibt, sondern verschiedene Modelle, die auch die gängigsten Vorstellung von Männlichkeit hinterfragen.

Wie bei dem Begriff Männlichkeiten bietet „Weiblichkeiten“ eine Identitätskategorie für Menschen, die sich nicht (nur) als (typische) Frau verstehen. Es geht vor allem um eine eigene Definition davon, was es bedeutet, weiblich zu sein. Der Begriff wird von Trans*- und Cis-Menschen gewählt, um die Komplexität ihres Geschlechtes zu beschreiben.

Menschen mit Behinderungen/Menschen, die behindert werden: Selbstbezeichnung von Menschen, die durch die Gesellschaft Behinderungen im Alltag erfahren. Dazu kann z.B. eine Stufe zum Restaurant gehören, die das Befahren für Menschen mit Rollstuhl erschwert bzw. nur durch Unterstützung Dritter möglich macht. So geht es darum zu verstehen, dass nicht Menschen behindert sind, sondern durch die Gesellschaft behindert werden. Im Allgemeinen muss die Idee in Frage gestellt werden, dass es einen behinderten Körper gibt. Der Ausdruck „Menschen mit Behinderung“ soll hervorheben, dass eine Behinderung einen Aspekt eines menschlichen Daseins bestimmt, jedoch nicht die ganze Person ausmacht. Wie bei allen Diskriminierungsformen werden Menschen mit Behinderung durch Ableismus oft auf Behinderung reduziert.

Menschen ohne Behinderung/Menschen, die nicht behindert werden: Menschen, die der Norm in Bezug auf körperliche und geistige Befähigung entsprechen. Sie können sich ohne behindert zu werden im Alltag frei bewegen und haben Zugang zu allen öffentlichen Räumen, ohne auf Unterstützung durch Dritte angewiesen zu sein.

multisexuell: „Multi“ ist die griechische Vorsilbe für „viele“. Multisexualität geht davon aus, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt. Multisexuelle Menschen begehren nicht nur „Männer“ und „Frauen“ (wie bei Bisexualität), sondern auch Menschen, die sich dazwischen bewegen oder sich außerhalb dieser Ordnung verstehen (z.B. trans*idente Personen). Der Unterschied zu pansexuell ist, dass bei Multisexualität der Fokus auf einer ‚multi‘ also vielfältigen Sexualität liegt.

Norm: Eine Norm ist das, was in der Gesellschaft als selbstverständlich empfunden wird. Wegen dieser Selbstverständlichkeit verspüren wir oft nicht die Notwendigkeit, sie zu benennen, sondern reden eher von den „Abweichungen“ der Normen. So wird eher benannt, wenn jemand Schwarz ist, als dass jemand weiß ist, weil weiß als Norm gesetzt ist. Es wird öfter Homosexualität benannt, als Heterosexualität, weil diese als Selbstverständlichkeit wahrgenommen wird.

Normen prägen unsere gesamte Umgebung. Sie treten

in Verhaltensmustern und Erwartungen auf, die von außen auferlegt und ständig reproduziert werden. Sie beeinflussen Architektur, indem normierte Häuser für Menschen ohne Behinderung gebaut werden. Sie machen es möglich, dass in Medien Weiß-Sein nicht benannt werden muss. Alles ist darauf ausgerichtet, dieser konstruierten Norm zu entsprechen und sie zu repräsentieren, obwohl diese nicht die Realität der Gesellschaft darstellt. Für viele Menschen ist es eine schmerzhaft Erfahrung die Gesellschaft nicht nach ihren Bedürfnissen ausgerichtet zu wissen. Ihr Leben wird zusätzlich erschwert.

pansexuell: -> siehe multisexuell

PoC (Person/People of Color): Ist die Selbstbezeichnung von Menschen, die Rassismuserfahrungen machen. Die Bezeichnung ist in der Bürgerrechtsbewegung in den USA entstanden und zielt darauf ab, die unterschiedlichen Gruppen, die Rassismus erfahren, zu vereinen, um so Kräfte zu bündeln und gemeinsam gegen Rassismus zu kämpfen.

polyamorös: Menschen, die sich polyamorös bezeichnen, leben in mehr als nur einer (Liebes-)Beziehung zur gleichen Zeit und stellen monogame Beziehungsformen in Frage.

psychisches Geschlecht Das psychische Geschlecht kann auch als das gefühlte Geschlecht beschrieben werden. Viele Menschen könnten nicht erklären, wie sich ein Geschlecht anfühlt. „Ich fühle mich wohl mit meinem (zugeschriebenem) Geschlecht“ könnte ggf. eine Erklärung an sich sein. Das psychische Geschlecht ist wichtig, um zu verstehen, dass es manchmal nicht funktioniert Menschen zu einem Geschlecht zu erziehen. Z.B. mag einer Person bei Geburt das männliche Geschlecht zugeschrieben worden sein aufgrund ihrer äußeren Geschlechtsmerkmale. Und diese Person wird als Junge erzogen, doch fühlt sich als Mädchen. In der Bestimmung des Geschlechts einer Person spielt also vor allem das eigene Gefühl die größte Rolle.

queer: Stammt aus dem Englischen und heißt so viel wie seltsam, sonderbar, gefälscht. Ursprünglich wurde queer als Beschimpfung für Personen verwendet, die von der heteronormativen Norm abgewichen sind. Im Zuge der lesbisch-schwulen-bisexuellen-trans*-inter* Empowermentbewegungen wurde sich der Begriff zurück angeeignet. Heute bezeichnet er vor allem Personen, die sich nicht mit traditionellen Geschlechterrollen und -stereotypen identifizieren und eine behauptete Zweige-

schlechtlichkeit in Frage stellen. Queer steht aber auch für Menschen, die durch ihre Selbstdefinition (trans*, multi-, bisexuell, lesbisch ect.) Heteronormativität ablehnen.

Schwarz: Ist die korrekte Bezeichnung für Schwarze Menschen, die afrikanische bzw. afrodiasporale Bezüge haben. Afrodiasporal bedeutet, dass Menschen in ihrer Geschichte verwandtschaftliche Bezüge zum afrikanischen Kontinent haben. Um den Widerstandscharakter dieses Wortes zu betonen, wird das „S“ großgeschrieben. Im Deutschen Kontext existiert auch die Bezeichnung Afrodeutsche_r.

sexuelle Orientierung Die sexuelle Orientierung hat nichts mit den anderen drei Punkten zu tun, die oben erläutert werden. So kann jeder Mensch homo-, hetero-, bi-, multi-, bisexuell sein, unabhängig von seinem „biologischen“, sozialen und psychischen Geschlecht. Auch hier kommt es vor allem auf die Selbstdefinition an. Oft werden in Workshops Beziehungskonstellationen kreiert, in denen wir dann bestimmen sollen, ob die Menschen homo- oder heterosexuell sind. Beispielsweise wird gefragt: „Ist eine Cis-Frau, die mit einem Trans*mann zusammen ist, homo- oder heterosexuell?“ Wir können auf diese Frage keine Antwort geben, außer: Alles ist möglich.

soziales Geschlecht Das soziale Geschlecht beschreibt das, was nach der Bestimmung des „biologischen“ Geschlechts stattfindet. So werden „biologische“ Mädchen zu Mädchen erzogen und „biologische“ Jungen zu Jungen. Sie erlernen bestimmte Geschlechterrollen. Mädchen und Jungen werden unterschiedlich behandelt und es werden unterschiedliche Erwartungen an sie gestellt. Dies prägt die Wahrnehmung der Umwelt, Verhalten und das Selbstbild. Wenn über Geschlecht gesprochen wird, ist es wichtig zu verstehen, dass wir nicht (nur) in einem Körper geboren werden, der unser Geschlecht bestimmt, sondern dass auch Erziehung uns zu einem Geschlecht macht.

Stigmatisierung: Die Verallgemeinerung von Gruppen („die Araber_innen“, „die Chines_innen“ etc.), mit der Verbindungen von meist negativen Eigenschaften und Merkmalen einhergehen, wie „aggressiv“, „gehorsam“ etc. Personen werden somit durch ihre (vermeintliche) Gruppenzugehörigkeit negativ charakterisiert. Die Verbindung von vermeintlichen Gruppen und Eigenschaften kann auch positiv gemeint sein, wie z.B. zu sagen, dass jemand gut tanzen kann, weil er_sie „Südländer_in“ ist. Diese Form von Kompliment funktioniert in einer rassistischen Logik und ist deswegen auch diskriminierend. Stigmatisierung ist ein Prozess, der sehr oft Bestandteil von Diskriminierung und Rassismus ist.

Trans*: „Trans“ ist eine lateinische Vorsilbe und bedeutet jenseits. Trans*Personen leben demnach jenseits ihres bei der Geburt zugewiesenen Geschlechts. Trans* ist ein Überbegriff für verschiedene Transidentitäten.

Transfrau: Eine mögliche Bezeichnung für Frauen, denen bei der Geburt ein männliches Geschlecht zugewiesen wurde, die sich aber selbst als Frauen definieren. In vielen Fällen ist es unnötig zu erwähnen, dass eine Person transident ist - die Bezeichnung „Frau“ ist ausreichend, wenn sich die Person damit wohlfühlt. Für uns ist es wichtig, auf die Existenz von Trans*Personen aufmerksam zu machen und über Diskriminierung sprechen zu können. Deswegen erwähnen wir in unseren Texten bewusst, dass Menschen transident sind. In einigen Fällen ist es Menschen wichtig hervorzuheben, dass sie Trans*Personen sind, weil ihre Transidentität ein wichtiger Teil ihrer Identität ist.

Transgender: Ein weiterer Überbegriff für verschiedene Transidentitäten. Als Transgender können sich außerdem auch Menschen bezeichnen, die sich weder als Mann oder Frau oder sich manchmal als Mann und manchmal als Frau identifizieren. Oft ist bei Trans*Personen nicht von außen ersichtlich, welche Geschlechtsidentität sie haben. Deswegen ist es hilfreich, alle Menschen regelmäßig zu fragen, wie sie wahrgenommen werden wollen und dies im eigenen Sprachgebrauch zu respektieren. Wir verfestigen in Sprache immer wieder Geschlechter, wenn wir über jemanden sprechen („Dann hat er seine Ausbildung zum Lackierer abgeschlossen.“). Wenn du dir unsicher bist, welches Pronomen (er/sie/es/er_sie/sie_er/keines/mehrere/...) eine Person bevorzugt, dann ist es auch möglich, einfach nur den Namen zu sagen und den Gender Gap zu verwenden („Daniel hat eine Lackierer_innenausbildung abgeschlossen.“).

Transidentität: Ein alternativer und der von uns bevorzugte Begriff für Transsexualität, um hervorzuheben, dass es sich um eine Geschlechtsidentität handelt, und nicht um eine sexuelle Orientierung. Eine Person ist transident, wenn sie ihr Geschlecht anders empfindet, als es ihr bei der Geburt zugewiesen wurde. Oft wird dies mit den Worten „ein Mann fühlt sich als Frau“ bezeichnet. Passender wäre die Formulierung: „Einer Frau wurde bei der Geburt das falsche Geschlecht zugeschrieben.“ Hierbei ist es wichtig, die Selbstbezeichnung der Person zu respektieren und nicht das Geschlecht hervorzuheben, was ihr bei der Geburt zugewiesen wurde. Menschen, die transident, -> transsexuell oder -> trans* sind, können den Wunsch haben, ihren Körper mit ihrem gefühlten Geschlecht in Übereinstimmung zu bringen.

Dabei geht es oft darum, von außen auch in dem Geschlecht wahrgenommen zu werden, in dem man sich selbst am wohlsten fühlt. Dazu kann die Einnahme von Hormonen behilflich sein oder auch eine geschlechtsangleichende Operation (das ist aber kein Muss, um trans* zu sein). Eine gängige Aussage dazu ist: „Ein Mann wurde im falschen Körper geboren und muss deswegen eine Geschlechtsumwandlung machen.“ Operationen sind keine Zaubertricks und unsere Körper sind nicht falsch, sondern die Wahrnehmung unserer Körper von außen. Deswegen bevorzugen wir die Formulierung: „Einem Mann wurde bei der Geburt das falsche Geschlecht zugeschrieben und er macht eine geschlechtsangleichende Operation.“ Transidente Personen können sich auch zwischen den Geschlechtern fühlen und sich beiden oder keinem der Geschlechter zuordnen wollen.

Transmann: Ist eine mögliche Bezeichnung für Männer, denen bei der Geburt ein weibliches Geschlecht zugewiesen wurde, die sich aber selbst als Männer definieren. In vielen Fällen ist es unnötig zu erwähnen, dass eine Person transident ist - die Bezeichnung „Mann“ ist ausreichend, wenn sich die Person damit wohl fühlt.

Transsexualität: Der Begriff „Transsexualität“ wird von vielen Trans*Personen abgelehnt, weil er aus dem psychiatrisch/medizinischen Bereich kommt und dort Transidentität immer noch als psychische Störung beschrieben wird. Außerdem ist er irreführend, weil es sich nicht um eine sexuelle Orientierung handelt, sondern um eine Geschlechtsidentität. Dies ist wichtig zu unterscheiden, weil

eine Trans*Person, genau wie eine Cis-Person, hetero-, homo-, bi- oder multi-, bisexuell [...] sein kann.

Two-Spirit: Bezeichnet, dass zwei Seelen in einem Körper wohnen. Der Begriff Two-Spirit stammt im Original aus der Sprachgruppe ‚Ojibwa‘, die von indigenen Gruppen Nordamerikas (indigen bezeichnet unter anderem Gruppen, die bereits vor der Kolonisation Nordamerikas durch Menschen aus Europa dort lebten) gesprochen wird und bezeichnet ein drittes Geschlecht.

weiß: Im Gegensatz zu den Bezeichnungen ->Schwarz und ->PoC ist weiß keine Selbstpositionierung, sondern die Beschreibung einer Realität. Weiß-Sein bedeutet, Privilegien und Macht zu besitzen, wie zum Beispiel das Privileg, sich nicht mit Rassismus auseinanderzusetzen zu müssen. Weiße Menschen haben in Bezug aufs Weiß-Sein leichtere Zugänge zum Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt, zu Gesundheitsversorgung und politischer Teilnahme als PoC und Schwarze Menschen. Natürlich gibt es andere Ausschlusskriterien, wie z. B. Klassenzugehörigkeit, die diese Zugänge auch bei weißen Menschen verhindern können. Deutlich wird es z. B., wenn sich Familie Müller und Familie Yilmaz beide für eine Altbauwohnung in Charlottenburg bewerben. Wir können davon ausgehen, dass beide Familien sich die Wohnung leisten können, jedoch Vermieter_innen oft Namen bevorzugen, die als 'deutscher' wahrgenommen werden. Weiß-Sein wird als ->Norm etabliert und als solche nie benannt. Dabei geht es nicht um Hautfarben, sondern politische Begriffe, die den Zugang zu Macht beschreiben.

VERWENDETE LITERATUR

ATTIA, Iman 2009: Die »westliche Kultur« und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Bielefeld: Transcript Verlag.

KILOMBA, Grada 2010: Plantation Memories. Münster: Unrast Verlag.

LOOMBA, Ania 2005: Colonialism /Postcolonialism. Second Edition. London: Routledge.

ROMMELSPACHER, Birgit 1999: Behindertenfeindlichkeit. Göttingen: Lamuv.

WAGNER, Petra 2013: Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Freiburg: Verlag Herder .

Internetquellen:

Boris Niehaus: <http://www.lookism.info/definition-2>, abgerufen am 30.11.2013

Martina Schikowski: www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2005/06/02/a0225 ; abgerufen am 23.08.2013

Dr. Hans Lautenschläger: www.dermaviduals.de/deutsch/publikationen/praeparate/whitening-heller-teint-erwuenscht.html; abgerufen am 23.08.2013

IMPRESSUM**Herausgeber_in**

Die Initiative intersektionale Pädagogik (i-PÄD) in dem Projekt „i-PÄD - Lehrveranstaltungen für Lehrende und Lernende der sozialen Fach- und Hochschulen in Berlin“, im Rahmen der Initiative „Berlin tritt ein für Selbstbestimmung und Akzeptanz sexueller Vielfalt“ und ist gefördert durch die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft. Der Träger der Initiative i-PÄD ist der Migrationsrat Berlin Brandenburg e.V. – bis 2014 lag die Trägerschaft bei GladT e.V.

Gefördert durch:

INITIATIVE
B E R L I N TRITT EIN FÜR
SELBSTBESTIMMUNG
UND
AKZEPTANZ
SEXUELLER VIELFALT

be  **Berlin**

Senatsverwaltung
für Bildung, Jugend
und Wissenschaft

Gesamtleitung in der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft

Conny Kempe-Schälicke

Projektleitung

Tuğba Tanyılmaz

Projektkoordination

Sven Woytek & Bella Hager

Redaktion

Azadê Peşmen, Senami Zodehougan, Sven Woytek, Bella Hager, Tuğba Tanyılmaz

Broschürenmitarbeit

Jacqueline Aslan, Tuğcen Tanyılmaz, Naim Balıkvlayan, Siegrid Ming Steinhauer

Interviews

Idil Baydar (Jilet Ayşe), Nurey Özer, Alice Stein, Eren, Ümit Gürkan Buyurucu, Senami Zodehougan, sieben junge LSBT*I*, Deniz, Isa, Michelle, Sanja, Andrea Nachtigall,

Lektorat

Azadê Peşmen, Nelly Tschörtner

Gestaltung, Illustration & Produktion

Tünya Özdemir – www.tektek.de

Projektseite : www.i-paed-berlin.de

Facebook : www.facebook.com/ipad.intersektionalepadagogik

Mailadresse : info@i-paed-berlin.de

Adresse unseres Trägers:

MIGRATIONS RAT
Berlin & Brandenburg **mr**

Migrationsrat Berlin-Brandenburg e.V.
Oranienstr. 34 | 10999 Berlin
www.migrationsrat.de

Bankverbindung: Bank für Sozialwirtschaft

IBAN: DE09100205000003314000 | BIC: BFSWDE33BER

Verwendungszweck: Initiative i-PÄD

Adresse des Trägers bis 2014

GLADT e.V. – Kluckstr. 11, 10785 Berlin

Telefon: 030 – 26 55 66 33 – www.GLADT.de

Die Broschüre ist im Rahmen des Projektes i-PÄD - intersektionale Pädagogik entstanden, das zielgruppenspezifische Angebote für Lehrende und Lernende der sozialen Fachschulen und Fachoberschulen bei der Bearbeitung der Thematik Intersektionalität mit den Schwerpunkten Geschlechtersensible Erziehung, Sexismus, Homo- und Transphobie macht und weiterentwickelt.

Wir verwenden den Gender Gap (dt. „Geschlechterlücke“, Unterstrich), z.B. Erzieher_innen.



**EIN BEITRAG ZU INKLUSIVER PÄDAGOGISCHER PRAXIS,
VORURTEILSBEWUSSTER BILDUNG UND ERZIEHUNG.**